Zukunftsprojekt Westwall

Wege zu einem verantwortungsbewussten
Umgang mit den Überresten der NS-Anlage

Materialien zur Bodendenkmalpflege im Rheinland 20

herausgegeben von Jürgen Kunow

Eine Veröffentlichung des
LANDSCHAFTSVERBANDES RHEINLAND
Rheinische Bodendenkmalpflege

Zukunftsprojekt Westwall

Wege zu einem verantwortungsbewussten
Umgang mit den Überresten der NS-Anlage

Tagung in Bonn vom 3. – 4. Mai 2007

bearbeitet von
Karola Fings und Frank Möller

VERLAG
RALF LIEBE
RHEINISCHE
EDITION

Gedruckt mit Mitteln
des Ministeriums für Bauen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen
und des Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten in NRW e. V.

Titelbild: Gesprengter Westwallbunker nahe Aachen. Foto: F. Möller

© Rheinische Bodendenkmalpflege 2008

Redaktion: Michaela Aufleger (Schriftenleitung),
Frank Möller (Gesellschaft für interdisziplinäre Praxis e. V.),
Karola Fings (Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten in NRW e. V.)
Bildbearbeitung: Hans-Jörg Lauffer, Rheinische Bodendenkmalpflege
Herstellung: Christine Fleischmann Grafikdesign, Köln
Druck & Bindung: Verlag Landpresse, Weilerswist 2008
ISBN 978-3-941037-05-2

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

Grußwort 11

Karola Fings / Frank Möller
Einleitung 13

I. Aktueller Problemaufriss
Mythos und Faszinationskraft des Westwalls 20

Frank Möller
Die Enthistorisierung des Westwalls
Vom mythisch überhöhten Schutzwall
zum bewunderten Zeugnis deutscher Ingenieurskunst 23

Hermann-Josef Berk
Faszination in Beton
Eine psychohistorische Skizze 37

II. Bestandsaufnahme
Der Westwall aus zeithistorischer,
historisch-geographischer und denkmalpflegerischer Perspektive 46

Christoph Rass
Die Bedeutung des Westwalls für
die nationalsozialistische Politik und Kriegsführung 49

Andreas Dix
Der Westwall im Rahmen von Raumplanung und Strukturpolitik in der NS-Zeit 59

Achim Konejung
Der Westwall im Propagandafilm 67

Wolfgang Wegener
Westwallplanungen und -realisierungen
Eine denkmalpflegerische Bestandsaufnahme an Beispielen aus Nordrhein-Westfalen 77

Thomas Otten
Der Westwall als Objekt und Problem der Bodendenkmalpflege 87

III. Perspektive
Der Westwall als Objekt von Erinnerung und Musealisierung 92

Martina Malburg
Praxisbeispiel I: Das B-Werk Besseringen im Saarland 95

Rolf Übel
Praxisbeispiel II: Der „WestWallWeg“ entlang
des „Otterbachabschnitts“ in der Südpfalz 101

Eberhard Elfert
Der Westwall zwischen „Wildem Gedenken“
und verantwortungsvollem Umgang 109

Karola Fings
Der Westwall als Mahnmal?
Kritische Anmerkungen zur derzeitigen Musealisierungspraxis 115

Abschlussplenum
Wege zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit dem Westwall
zusammengefasst von Joachim Weiner 123

Verzeichnisse

Autorinnen und Autoren 125

Veranstalter 127

Vorwort

Bald nach Ende des Zweiten Weltkriegs verfügte der Alliierte Kontrollrat die Dekonstruktion des Westwalls und begann mit den ersten Sprengungen im Jahr 1946. Der Bund setzte diese fort, nachdem die Anlagen durch ein Urteil des Bundesgerichtshofes im Jahr 1957 in das Eigentum der Bundesrepublik Deutschland übergegangen waren. In den folgenden Jahrzehnten führte man die Zerstörungen derart plan- und regelmäßig aus, dass heute in Nordrhein-Westfalen von ehemals mehr als 3.000 Einzelanlagen kaum einhundert die Devastierungen unbeschadet überstanden haben. Auch die Denkmalpflege – gleich, ob Bau- oder Bodendenkmalpflege – schaute diesem Zerstörungsprozess lange Zeit mehr oder weniger teilnahmslos zu; die Erkenntnis vom Denkmalwert dieser Anlagen hatte sich bei der staatlichen Denkmalpflege noch nicht durchgesetzt.

Heutzutage geht man in aller Regel konsequenter beim Denkmalschutz vor, sobald man den Bestand einer historisch abgeschlossenen Epoche vor sich hat und überblickt. So ist etwa das Jahr 1990 für den Osten Deutschlands zu einem wichtigen *Terminus ante quem* geworden, und auch im fernen Großbritannien erfasst English Heritage in einer eigens eingerichteten Kommission systematisch die „Cold War Monuments" wie Horchposten und Raketenabschussstationen. Ein Schlüsseljahr, allerdings nicht im Sinne eines Epochenendes, gab es auch in Nordrhein-Westfalen: 1980 verabschiedete der Düsseldorfer Landtag ein neues Denkmalschutzgesetz, das nicht nur das Rheinische Amt für Bodendenkmalpflege im Landschaftsverband Rheinland zum Denkmalpflegeamt aus-, sondern ihm auch Aufgaben und Pflichten zuwies. Eine der ganz wesentlichen Neuerungen war dabei die „Aufhebung der Zeitgrenze" für Bodendenkmäler. Diese mussten nicht mehr ein gewisses „Mindestalter" aufweisen oder zum althergebrachten Aufgabenspektrum einer Landesarchäologie zählen. Wesentlich waren die abgeschlossene Zeitepoche, so dass kein Denkmälerzuwachs mehr zu erwarten war und damit ein vollständiger Bestand vorlag, sowie die Tatsache, dass sich die Objekte im Boden befinden oder befanden. Hierdurch war die hiesige Bodendenkmalpflege mit einer bis dahin ungewohnten Aufgabenstellung betraut, für die sie damals auch nicht unbedingt die besten Voraussetzungen mitbrachte, nämlich die untertägigen gegenständlichen Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus fachlich zu betreuen.

Mit einer gewissen Zufriedenheit lässt sich rückblickend konstatieren, dass sich die rheinische Bodendenkmalpflege umgehend und systematisch dieser neuartigen Problemstellung annahm – deutlich früher als alle anderen Bundesländer. Natürlich nahm dabei hierzulande der Westwall von Beginn an eine zentrale Rolle ein. Man behandelte dessen Relikte zunächst einmal nicht anders als die anderer Epochen und bearbeitete sie mit dem Methodenkanon jeglicher Inventarisation, also der Ermittlung, Beschreibung und Bewertung. Angemerkt sei, dass letztere in diesem Zusammenhang zwingend eines transdisziplinären Ansatzes bedarf. Unserem Amt kam bei der Auseinandersetzung mit dieser neuen Materie auch eine Zufallskonstellation zu Gute. Aus persönlichem Interesse beging Manfred Groß, Mitarbeiter des damaligen Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege und durch jahrelange archäologische Landesaufnahme im Gelände geschult, in seiner Freizeit die Einzelanlagen und dokumentierte den Zustand des Westwalls akribisch. So entstand ein einzigartiges Inventarwerk, das schon bald als Monographie in einer unserer Schriftenreihen erschien: Manfred Groß, Der Westwall zwischen Niederrhein und Schnee-Eifel. Archäologische Funde und Denkmäler des Rheinlandes 5 (Köln 1982). Wir profitieren noch heute von dieser Einzelleistung, in deren Folge sich ein besonderes Profil unseres Amtes für die Bodendenkmäler aus der jüngsten Vergangenheit entwickelte. Ein Profil, das wir als sehr wesentlich einschätzen. Dieses hat uns zum gefragten An-

sprechpartner gerade für die anderen Bundesländer an Rhein, Saar und Mosel gemacht, die ebenfalls mit dem „Westwall“ zu tun haben – ein historisches kulturelles Erbe, das man sich nicht aussuchen und das man auch nicht einfach ausschlagen kann.

Recht bald wurde offenkundig, dass eine wissenschaftliche Arbeit wie die von Manfred Groß der Ergänzung bedarf, die eine größere Öffentlichkeit mit den Zeugnissen des Westwalls bekannt macht. So entstand die Publikation „Der Westwall. Vom Denkmalwert des Unerfreulichen“, die als Band 2 im Jahr 1997 in unserer Schriftenreihe „Führer zu archäologischen Denkmälern im Rheinland“ erschien und auch in der 2. Auflage schon längst vergriffen ist, wie die Monographie auch. Wie bei dieser wurde auch bei der zweiten Publikation darauf geachtet, Zeithistoriker als Autoren einzubinden, um sich nicht dem Vorwurf eines unreflektierten und unkritischen Umgangs mit der Thematik auszusetzen. Beispiele hierfür liegen leider anderenorts vor.

Knapp zehn Jahre nach Erscheinen des „Westwall-Führers“ trat Wolfgang Wegener, ebenfalls Mitarbeiter am damaligen Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege und seit vielen Jahren in der Nachfolge von Manfred Groß u. a. unser Spezialist für die Objekte des Zweiten Weltkriegs, mit der Idee der Teilnahme an einer Tagung zum Westwall an mich heran, die zwar nicht unseren üblichen Tagungen entsprach, aber durch die klare gesellschaftspolitische Ausrichtung längst überfällig für die Bewertung des Westwalls war. Gemeinsam mit dem Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa e. V. (ARKUM) und seiner Geschäftsstelle an der Bonner Universität unter der Leitung von Prof. Dr. Winfried Schenk, mit dem unser Haus schon seit Jahren eine enge Kooperation bei verschiedenen Projekten pflegt, kamen jetzt auch Partner hinzu, die im besonderen Maße bei der Aufarbeitung des Nationalsozialismus engagiert und sachkundig sind: der Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten in NRW e. V., vertreten durch das Vorstandsmitglied Frau Dr. Karola Fings, die Gesellschaft für interdisziplinäre Praxis e. V. (GIP) mit Frank Möller M. A. und Dr. Joachim Weiner sowie die Konejung Stiftung: Kultur, der Achim Konejung vorsteht.

Drei Themenkomplexen widmete sich die gemeinsame Tagung, die unter dem Titel „Zukunftsprojekt Westwall“, schließlich vom 3. bis 4. Mai 2007 im Bonner Universitätsklub stattfand. Diese sollte dem Untertitel gemäß „Wege zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit den Überresten der NS-Anlage“ aufzeigen. Zunächst ging es um den Mythos des Westwalls, der ihn durch gezielte Nazipropaganda umgab und immer noch umgibt, und der sowohl in zahlreichen Publikationen als auch Museen sowie Präsentationen kritiklos fortlebt. Eine Bestandsaufnahme zum Westwall aus zeithistorischer, historisch-geographischer und denkmalpflegerischer Sicht bot im zweiten Vortragsblock umfassende Einblicke in den aktuellen Forschungsstand, zeigte aber auch bestehende Defizite auf. Der künftige Umgang mit dem Westwall bildete schließlich den dritten Themenschwerpunkt. Deutlich wurde die Dringlichkeit einer fach- und sachgerechten Erschließung und Musealisierung von Teilen der Anlage, die eine bundesländerübergreifende Zusammenarbeit und Konzeption erfordert. Es gilt, einer Geschichtsklitterung entgegenzuwirken, die den Westwall in ein historisch falsches Licht rückt, und deren Ausprägungen vielfach in verklärt-musealisierter Form anzutreffen sind. Auch der wahrlich nicht gerade glückliche Slogan des BUND vom „Grünen Wall im Westen“ als Werbung für Refugien bedrohter Pflanzen- und Tierarten hat seinen Beitrag dazu geliefert.

Der Aktualität der Veranstaltung sollte auch ein zeitnahes Erscheinen der Tagungsdokumentation entsprechen. Wir präsentieren diese in unserer Schriftenreihe „Materialien zur Bodendenkmalpflege im Rheinland“ nun eigens im neuen Layout, das das in die Jahre gekommene Quartheft auch im Format ablöst. Der Band trägt der interdisziplinären Thematik und Zusammenarbeit Rechnung und weicht deshalb von vertrauten Redaktionsrichtlinien ab, was aber nur – wenn überhaupt – den Archäologen auffallen dürfte.

Für die Durchführung der Tagung danke ich insbesondere Frau Dr. Karola Fings, Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten in NRW e. V., Herrn Frank Möller M. A. und Herrn Dr. Joachim Weiner, Gesellschaft für interdisziplinäre Praxis e. V. (GIP), sowie Herrn Prof. Dr. Winfried Schenk und Herrn Dr. Klaus-Dieter Kleefeld, beide Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa e. V. (ARKUM). Aus unserem Hause gilt mein Dank Herrn Wolfgang Wegener M. A. insbesondere für die Tagungsvorbereitung.

Bezüglich der Drucklegung gilt mein besonderer Dank Frau Dr. Karola Fings und Herrn Frank Möller M. A., die das nicht einfache Fachlektorat für die vorliegende Tagungsdokumentation übernommen und aus den zahlreichen Einzelbeiträgen einen einheitlichen Band erstellt haben. Unterstützt wurden sie hierbei von Frau Dr. Michaela Aufleger mit ihrem Redaktionsteam, der die Schriftenleitung unseres Amtes obliegt.

Ohne finanzielle Mittel von außen wären die Tagung und die Drucklegung nicht durchführbar gewesen. Zu danken sind insbesondere Herrn Dr. Thomas Otten, Ministerium für Bauen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen, und Herrn Achim Konejung, Konejung Stiftung: Kultur. Beide sind auch persönlich als Referenten und Autoren engagiert gewesen. Darüber hinaus ist Frau Dr. Karola Fings, Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten in NRW e. V., Herrn Prof. Dr. Winfried Schenk und Herrn Dr. Klaus-Dieter Kleefeld, beide Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa e. V. (ARKUM), und der Landeszentrale für politische Bildung für finanzielle Zuwendungen aufrichtiger Dank zu sagen.

Bonn, Juni 2008
Prof. Dr. Jürgen Kunow
Landschaftsverband Rheinland /
Rheinische Bodendenkmalpflege

Grußwort

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich darf Sie zum Symposion „Zukunftsprojekt Westwall. Wege zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit den Überresten der NS-Anlage“ recht herzlich begrüßen und uns allen eine interessante und aufschlussreiche Veranstaltung wünschen.
Ich empfange Sie auf dieser Tagung als Inhaber des Lehrstuhls für Historische Geographie an der Universität Bonn und damit in deren Namen, zugleich aber auch als Vorsitzender des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa e. V. (ARKUM). Eine Tagungseröffnung wie heute ist für mich nichts ganz Ungewöhnliches, denn dieser Arbeitskreis, dessen Geschäftsstelle an meinen Lehrstuhl angebunden ist, führt mehrmals jährlich „räumelnde“ Archäologen und Historiker sowie historisch arbeitende Geographen aus ganz Mitteleuropa zu Fragen des Kulturlandschaftswandels in Tagungen und Arbeitstreffen zusammen. Dabei geht es nicht mehr allein um von der breiten Öffentlichkeit eher wenig beachtete Grundlagenforschung, sondern zunehmend auch um Fragestellungen, die öffentliche Belange berühren und auch zu heftigen Auseinandersetzungen führen können, wenn wir unsere Expertise in räumliche Planungen einfließen lassen. Das Stichwort ist „Kulturlandschaftspflege“, also die Suche nach Konzepten für einen angemessenen Umgang mit dem historischen Erbe in unseren Landschaften.
Nun ist diese Tagung für ARKUM und für mich aber dennoch etwas Ungewöhnliches, nehmen wir doch ein landschaftliches Erbe ins Visier, das für unsere Verhältnisse ungewöhnlich jung und zudem außergewöhnlich stark politisch aufgeladen ist – was die große Teilnehmerzahl gerade aus der Kommunalpolitik dokumentiert – und auch in der Wissenschaft umstritten scheint. Aber gerade diese Gemengelage war Motivation, diese Tagung auszurichten, und ein unmittelbarer Anlass war die Durchsicht der Tagungspublikation zur „Fortis-Tagung 2005“ – herausgegeben vom Kollegen Prof. Eberle und Frau Dr. Reichert aus Trier – sowie von weiteren einschlägigen Publikationen, Internet-Auftritten, Flyern und Broschüren. Wir sind nämlich der Meinung, dass die Fragen zum Westwall wesentlich komplexer zu stellen sind, als es diese Publikationen versuchen. Da ist größere gedankliche Tiefe gefordert und vor allem der kritische Blick des historisch Arbeitenden, denn mit baulichen Hinterlassenschaften aus der nationalsozialistischen Geschichte Deutschlands muss bewusster umgegangen werden als mit anderen Relikten der Kulturlandschaftsgeschichte. Dies gilt im besonderen Maße dann, wenn es um museale Einrichtungen geht, wie es sie im ehemaligen Westwall in zunehmender Zahl gibt und geben soll, wie Zeitungsartikel der jüngsten Zeit mit Überschriften „Wie ist der Westwall zu vermarkten?“ oder „Eifelkommunen wollen Westwall touristisch nutzen“ anzeigen.
Solche Projekte treffen auf ein oft unvorbereitetes Publikum und arbeiten nicht selten weitgehend kommentarlos mit der Faszination, die von der Monumentalität der Bauten und der gelegentlich wieder eingefügten Waffen- und Militärtechnik ausgeht. Sie vermitteln dabei nicht, dass der Westwall eben nicht nur baulich-physischer Überrest ist, sondern zugleich ein heute noch wirksamer Mythos, ein Bestandteil ehemaliger Propaganda mit wirkungsvoller Bildsprache eines nach innen und außen aggressiven Terrorregimes. Der Westwall hat damit eine Mehrdimensionalität, nämlich als Gesamtanlage im Kontext von Großplanungen, als Propagandainstrument, als Erinnerungsort, als Mahnmal. Den Westwall als militärgeschichtliches Relikt und als Raum für die offensichtliche Faszination von Menschen für Waffentechnik zu sehen, greift eindeutig zu kurz.
Wir sind also noch weit davon entfernt, den Westwall angemessen bewerten zu können. Es gibt offenkundig noch keine ausreichende wissenschaftliche Basis

für Erhaltungs- und Nutzungskonzepte, geschweige denn, dass eine gesellschaftliche Wertediskussion zum Westwall schon angelaufen wäre. Auch wenn es durchaus partielle thematische Zugänge gibt, so steht eine umfassende Kontextualisierung des Westwalls ohne Zweifel noch aus. Dazu mangelt es schon allein an fundierten zeithistorischen, historisch-geographischen und denkmalpflegerischen Bestandsaufnahmen und ihrer Einordnungen auf der Basis von Primärquellen und der historisch-kritischen Methode.
Um diesen Mangel anzugehen, dominiert auf dieser Tagung bewusst die kulturwissenschaftliche Ebene. Wir befinden uns zudem an der Schnittstelle zur Politik, damit auch an der zur Deutung und Interpretation, und so werden Denkmalschutz und die Kulturlandschaftspflege – ob gewollt oder nicht – Bestandteile einer gesellschaftlichen Deutungsdiskussion.
Diese Bedeutungsebenen gilt es auf dieser Tagung zu erspüren. Und dabei müssen wir uns auch als Wissenschaftler davor hüten, nicht selber dem Mythos Westwall aufzusitzen, wie z. B. dem, dass der Westwall nur eine Defensivverteidigungslinie gewesen sein soll; er war eindeutig ein Bauwerk offensiver Kriegsvorbereitung und Kriegsführung und ein Propagandacoup dazu.
Deshalb ist diese Tagung nicht akademischer Selbstzweck, sondern dient dazu, ein gesichertes Fundament der Vermittlung dieses Themas in der politischen Bildung, den Schulen sowie Hochschulen zu schaffen – letztlich gar einen Beitrag zu normativen Diskussionen in der europäischen Bürgergesellschaft zu leisten, die auf dem Gegenteil an Werten fußt als die politische Ordnung, die den Westwall hervorbrachte. Dies bedeutet den Rekurs auf die freiheitlich-demokratische Grundordnung der Bundesrepublik Deutschland und die Ideen der Europäischen Union; und dieser Diskurs über Normen wird gleichsam am Westwall zu spiegeln sein. Solches Nachdenken ist wichtig für unsere Selbstvergewisserung in der Zivilgesellschaft.
Es ist nun erfreulich, dass sich im Rheinland die Zusammenarbeit zwischen meinem Lehrstuhl und einigen Ämtern in den letzten Jahren so vertrauensvoll entwickelt, dass sie auch zu Themen trägt, die politisch sensibler sind als sonst üblich. Deshalb ergeht an Herrn Kollegen Prof. Dr. Kunow, den Leiter des Rheinischen Amts für Bodendenkmalpflege im Landschaftsverband Rheinland, ein erster herzlicher Gruß. Die Verbindung zwischen Ihrem Amt und der Historischen Geographie erfährt durch diese Tagung sicherlich eine weitere inhaltliche Facette.
Mein Gruß und Dank dafür, auch schwierigere Wege gemeinsam zu gehen, gilt dem Ministerium für Bauen und Verkehr des Landes NRW, vertreten durch Herrn Prof. Dr. Bajohr und Herrn Dr. Otten, des Weiteren Herrn Konejung von der Konejung-Stiftung: Kultur sowie der Landeszentrale für politische Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen.
Die Einbindung des Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten in NRW stellt außerdem eine zentrale Säule dieser Tagung dar. In den NS-Gedenkstätten arbeiten Profis der Vermittlung und der differenzierten Aufarbeitung schwieriger Themen zur NS-Diktatur. Es ist daher unbedingt geboten, diese Experten und Expertinnen einzubinden, wenn es etwa um Museumsprojekte am Westwall geht. Vor diesem Hintergrund grüße ich deshalb besonders herzlich Frau Dr. Fings, die stellvertretende Direktorin des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln, und danke für die Kooperation mit uns.
Ein Name muss heute aber besonders hervorgehoben werden: Herr Möller von der Gesellschaft für interdisziplinäre Praxis. Ihm kommt das Verdienst zu, als engagierter Journalist das Thema Westwall in der Öffentlichkeit und der Wissenschaft immer wieder lanciert zu haben, wie z. B. auch in einem Kolloquium am Geographischen Institut. Er kann als der eigentliche Initiator der Tagung gelten, dessen Anregungen der Vorstand des Arbeitskreises ARKUM gerne aufnahm. Treibende Kräfte im Vorstand waren dabei Herr Dr. Kleefeld, der die Last der Organisation vor Ort trug, sowie Herr Prof. Dr. Dix.
Abschließend möchte ich noch auf die Leitziele verweisen, wie sie im Einladungsflyer niedergelegt sind:

1. die bisherige Debatte über den Umgang mit baulichen NS-Hinterlassenschaften um das bislang vernachlässigte Thema Westwall zu erweitern und dessen zeitgeschichtliche, politische und historisch-geographische Bedeutung auszuloten;
2. den mit Fragen des Denkmalschutzes beziehungsweise der Musealisierung des Westwalls befassten Verantwortlichen ein Forum zum Austausch und zur gegenseitigen Abstimmung zu bieten;
3. die Konturen eines tragfähigen Gesamtkonzeptes für die weitere touristische Erschließung des Westwalls zu erarbeiten und geeignete Wege zu einer akzeptablen Nutzung der Anlage sowie zur Bündelung der vorhandenen Kompetenzen aufzuzeigen.

Ich lade Sie alle herzlich zu angeregten Diskussionen mit Blick auf diese Zielsetzungen ein und wünsche uns allen eine ertragreiche Tagung.

Prof. Dr. Winfried Schenk

Karola Fings / Frank Möller

Einleitung

„Dieses Einziehen der Luft, das ein die Erde erschütternder Lärm sein muß, nicht nur wegen der Kraft des Tieres, sondern auch wegen seiner Eile, seines Arbeitseifers, diesen Lärm höre ich dann als leises Zischen. (…) Tag und Nacht gräbt es, immer in gleicher Kraft und Frische, seinen eiligst auszuführenden Plan vor Augen, den zu verwirklichen es alle Fähigkeiten besitzt. Nun, einen solchen Gegner habe ich nicht erwarten können. Aber abgesehen von seinen Eigentümlichkeiten ereignet sich jetzt doch nur etwas, was ich eigentlich immer zu befürchten gehabt hätte, etwas, wogegen ich hätte immer Vorbereitungen treffen sollen: Es kommt jemand heran!“

Es kommt jemand heran! In Franz Kafkas 1923/24 entstandenem, spätem Erzählfragment „Der Bau“ hat sich ein nicht näher bezeichnetes dachs- oder maulwurfähnliches Wesen mit „Scharrpfoten“ ein labyrinthartiges Netz von Gängen und Plätzen unter der Erde geschaffen. Anfangs fühlt es sich dort inmitten seiner Vorräte an Beutefleisch sicher und behaglich und genießt die Stille. Doch mit der Zeit wachsen beim Nachsinnen über mögliche Feinde, die den Erdbau von innen wie von außen bedrohen könnten, die Zweifel an dessen Sicherheit. Das Wesen wird zunehmend von der Vorstellung beherrscht, sich gegen die wie auch immer gearteten Feinde durch eine Optimierung seines unterirdischen Wohn- und Wehrsystems schützen zu müssen. Es legt neue Gräben an, treibt zusätzliche Gänge ins Erdreich, beobachtet tagelang den Eingang. Es schläft nicht mehr, isst kaum noch und ist wie besessen von dem Gedanken an seine Sicherheit. Aber all die rational-technischen Überlegungen, die es zur Verbesserung seines Wehrsystems anstellt, zielen letztlich ins Leere. Das Wesen verirrt sich im Labyrinth seiner panisch-paranoiden Gedankenwelt ebenso, wie sich der angenommene Feind in dem unterirdischen Labyrinth verirren sollte. Wehrhaftigkeit auf die Spitze getrieben, erzeugt Wehrlosigkeit. Oder – wie es direkt zu Beginn der Erzählung heißt – „Manche List ist so fein, daß sie sich selbst umbringt …“.[1]

So absurd wie in der Erzählung Kafkas das Streben nach dem perfekten Wehrbau anmutet, so absurd müssen dem historisch Interessierten jene Befestigungssysteme vorkommen, die vorwiegend zwischen den 20er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts in weiten Teilen Europas entstanden sind. Absurd deshalb, weil zu dieser Zeit der Wettlauf zwischen Waffen und Methoden der Angreifer und denjenigen der Verteidiger in den Befestigungsanlagen längst zu Gunsten der Offensive entschieden war.[2] Nicht zu Unrecht sind diese Befestigungsanlagen deshalb auch als „Irrtümer in Beton“ charakterisiert worden.

Warum also soll man sich heute noch mit einem der größten dieser „Irrtümer“ – dem so genannten Westwall – befassen, dessen Entstehung rund sieben Jahrzehnte zurückliegt? Warum heute noch diese Aufmerksamkeit für eine Befestigungsanlage, deren Teile in ihrer Mehrzahl während des Krieges oder in der Nachkriegszeit gesprengt, zermeißelt und übererdet wurden?

Die Antwort darauf ist einfach. Entlang der rund 630 km langen Befestigungslinie ist – meist auf der Grundlage privater Initiativen und abseits einer öffentlichen Wahrnehmung dieser Einzelinitiativen als Gesamtphänomen – eine Vielzahl vorgeblich musealer Einrichtungen entstanden und für den Publikumsverkehr geöffnet worden. Das Bild, das in diesen Museen von der Geschichte des Westwalls gezeichnet wird, ist von einem meist distanzlosen, weil affirmativen Blick auf die Anlagen und ihre Militärtechnik bestimmt. Durch den Verzicht auf eine angemessene zeitgeschichtliche Kontextualisierung gerinnt der Westwall so zu einem bewunderten Zeugnis deutscher Bau- und Ingenieurskunst und wird des verbrecherischen Gesamtzusammenhanges, dem er seine Entstehung verdankt,

nahezu vollständig entkleidet. Besonders makaber mutet es an, wenn diese Präsentationen auch noch als „Mahnmale für den Frieden“ apostrophiert werden und ihnen damit von ihren Betreibern selbst ein politisches Unbedenklichkeitstestat erstellt wird.

Dass sich ein derart fragwürdiges Geschichtsbild, das solchen Inszenierungen zugrunde liegt, in jüngster Zeit auch über zahlreiche Internetplattformen und Publikationen verbreiten konnte, ist alarmierend. Es hängt aber nicht zuletzt auch damit zusammen, dass der Westwall in den vergangenen Jahrzehnten in der Fachwissenschaft nur auf geringes Interesse gestoßen ist. Seriöse Auseinandersetzungen mit seiner Geschichte sind selten geblieben, und die ohnehin spärlich gesäte Fachliteratur ist heute im Buchhandel vergriffen. Das gilt für das bereits 1982 erschienene und 1989 nochmals aufgelegte Buch von Manfred Groß, das für Nordrhein-Westfalen eine solide Bestandsaufnahme, Kartierung und Beschreibung der Anlagen sowie eine erste historisch-kritische Annäherung bietet.[3] Es gilt für die ebenfalls im Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege des Landschaftsverbands Rheinland entstandene Publikation, in der sich Manfred Groß 1997 gemeinsam mit Horst Rohde, Rudi Rolf und Wolfgang Wegener dem „Denkmalwert des Unerfreulichen“ in Form eines Führers zu archäologischen Denkmälern im Rheinland widmet.[4] Und es gilt für den Begleitband zu der 1992 in Berlin gezeigten Ausstellung „Wir bauen des Reiches Sicherheit. Mythos und Realität des Westwalls 1938 bis 1945“.[5]

In die seit 1997 klaffende publizistische Lücke haben sich Veröffentlichungen als vermeintlich seriöse Darstellungen platzieren können, die im Kern lediglich die nationalsozialistische Propaganda vom „Wunderwerk im Westen“ fortschreiben.[6] In ihnen wird der Westwall als Defensivanlage gepriesen, seine bauliche Gestalt bis ins Detail beschrieben, ohne dass auch nur einmal das Wort „Nationalsozialismus“ fällt, und nebenbei wird der Angriffskrieg des Deutschen Reiches als Verteidigungsakt umgedeutet. Glorifiziert werden dabei die mehr als zweifelhaften Leistungen, die von der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ erbracht wurden, ohne einen einzigen Blick auf die Opfer – weder auf die des Krieges, noch auf die des Rassenhasses – zu werfen. Dies eröffnet dann den Raum für Spekulationen darüber, wie der Westwall 1944 den alliierten Angreifern doch noch hätte Stand halten können, also für posthume, zutiefst barbarische Siegeshoffnungen.

Angesichts dieser hier nur knapp angedeuteten Entwicklungen waren sich die Veranstalter der Fachtagung „Zukunftsprojekt Westwall – Wege zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit den Überresten der NS-Anlage“, die vom 3. bis 4. Mai 2007 in Bonn stattfand und von 135 Teilnehmerinnen und Teilnehmern besucht wurde, darin einig, dass ein seriöses Befassen mit dem Westwall aus historischer, geographischer, denkmalpflegerischer und naturkundlicher Perspektive überfällig ist. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil es über die bereits bestehenden so genannten Bunkermuseen hinaus weitere Überlegungen gibt, Westwallrelikte zu erschließen und touristisch aufzuwerten. Gerade um zu vermeiden, dass diese Projekte die bislang meist fragwürdige Erinnerungspolitik fortführen, schien es notwendig, über Grundlagen für konsensfähige Konzepte nachzudenken, die den aktuellen zeitgeschichtlichen Standards entsprechen und einen überzeugenden Kontrapunkt zu den bisherigen Remythisierungstendenzen entlang des Westwalls setzen.

Der vorliegende Band soll die Ergebnisse der Tagung einem breiteren Publikum zugänglich machen. Er dokumentiert alle Beiträge aus den drei Sektionen in leicht überarbeiteter Form. Nach der Eröffnung der Tagung durch Winfried Schenk, Inhaber des Lehrstuhls für Historische Geographie an der Universität Bonn und Vorsitzender des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa (ARKUM), folgt ein Problemaufriss zu Mythos und Faszinationskraft des Westwalls. Dem schließt sich eine aktuelle Bestandsaufnahme aus zeithistorischer, historisch-geographischer und denkmalpflegerischer Perspektive an. In einem dritten Abschnitt wird der Westwall als Objekt von Erinnerung und Musealisierung reflektiert.

Wiederholungen ließen sich bei dieser Art der Dokumentation nicht gänzlich vermeiden, aber wir haben uns dafür entschieden, die Beiträge möglichst in ihrer ursprünglichen Form abzudrucken, damit der jeweils spezifische Blickwinkel der verschiedenen Disziplinen erkennbar bleibt.

Einen ersten Problemaufriss liefert Frank Möller, Geschäftsführer der Gesellschaft für interdisziplinäre Praxis (GIP), mit einem Beitrag zur Enthistorisierung des Westwalls. Ausgehend von der Mythenbildung, die den Bau des Westwalls begleitete – wie dem Mythos vom Gemeinschaftswerk eines geeinten Volkes, vom Akt freiwillig erbrachter Arbeit, vom „Friedenswall“ infolge eines zeitlosen Urbedürfnisses nach Schutz – zeigt er auf, in welch ausgeprägtem Maße diese Mythen bis heute weitertradiert werden. Sie prägen nicht nur die Präsentationen in der Mehrzahl der musea-

lisierten Westwallanlagen und in einer weit verbreiteten, in geschichtsrevisionistischer Absicht verfassten Publizistik. Sie werden vielmehr auch in Teilen der Denkmalpflege und des universitären Diskurses kritiklos weiter perpetuiert. Möller benennt eine Reihe von Forschungsdesideraten zur Westwallgeschichte und schließt mit der eher skeptischen Überlegung, ob sich Bunker-Anlagen in ihrer morbid-monolithischen Ästhetik nicht vielleicht generell einem reflexiven und kontextbezogenen Blick auf die Geschichte des Nationalsozialismus widersetzen.

Den zweiten Problemaufriss steuert der Kölner Psychologe Hermann-Josef Berk bei. Sein Interesse gilt dem Ursprung der Faszinationskraft, die der Westwall einst ausübte und für seine Rekonstrukteure zum Teil heute noch ausübt. Seine psychohistorische Skizze setzt bei den eigenen Kindheitserinnerungen an das Kriegsende und die unmittelbaren Nachkriegsjahre ein. Bombenangriffe als Feuerwerk, die Flucht in den Bunker als Ausflug, die Geschichten über die Kriegsgefangenschaft des Vaters als harmlose Humoreske – das waren erste kindliche Erfahrungen mit dem „Dritten Reich". Spätere Deutungen, so im Verlauf der Schulzeit, präsentierten Hitler als Einzeltäter, der angeblich ohne Vorgeschichte und Übergang den Nationalsozialismus in Gang gesetzt hatte. Berk weist darauf hin, dass man weit in die Geschichte zurückgehen muss, um die zentralen Denkfiguren des „Dritten Reiches" ausmachen zu können, da der den Nationalsozialismus tragende und steuernde Affekt bereits lange Zeit vorher in Form eines aggressiv-destruktiven und gleichzeitig manisch-größenwahnsinnigen Lebensgefühls bereitlag. Dieses Lebensgefühl konnte sich im Nationalsozialismus ohne Rücksicht auf die eigene Lebenserhaltung entfalten, verlangte nach Größe in allen Bereichen und verortete auch den einzelnen Menschen als Teil eines gigantischen Ganzen. Der Westwall verkörperte, so Berk, diesen Größenwahn exemplarisch in einer Reihe weiterer nationalsozialistischer Großbauten, obwohl er nie fertig gestellt wurde. Die Propaganda-Mär vom gigantischen Befestigungswerk wurde gleichwohl zur tief empfundenen Realität für viele.

Die Bestandsaufnahme leitet Christoph Rass mit einem Überblick über die Bedeutung des Westwalls für die nationalsozialistische Politik und Kriegsführung zwischen 1936 und 1945 ein. Rass lehrt als akademischer Oberrat am Lehr- und Forschungsgebiet Wirtschafts- und Sozialgeschichte der RWTH Aachen. Er zeigt, dass sich die Bedeutung des Westwalls von einem eher politischen Symbol hin zu einem militärischen Objekt verschob, und veranschaulicht dies an drei historischen Phasen. In der außenpolitischen Krise des Jahres 1938 tendierte der militärisch-praktische Wert des Westwalls noch gegen Null, während das Propagandabild von der unüberwindlichen Defensivstellung bereits wirkte. In der zweiten Phase – während des „Sitzkrieges" 1939/40 und des anschließenden „Westfeldzugs" 1940 – existierte ein Westwall, der so gut bewaffnet und ausgestattet war, wie später nie wieder. Aber erst in der dritten Phase 1944/45 wurde er zu einem entscheidenden militärischen Instrument, das Deutschland letztendlich eine weitere Verlängerung der Agonie brachte und, so Rass, ein wesentlicher Grund dafür ist, dass sich die Kriegsendphase für die Bevölkerung der Grenzgebiete von denen der Menschen im Landesinneren radikal unterschied. Mit Blick auf weitere notwendige Forschungsanstrengungen plädiert Rass für eine Erweiterung des Begriffs „Westwall"; dies um so mehr, als er in einer europäischen Landschaft liegt, die über Jahrhunderte hinweg als Konfliktfeld kriegerischer Nationalstaaten gedient hat und wie kaum eine zweite Region in Westeuropa von militärischen Hinterlassenschaften und vom Krieg allgemein geprägt ist.

Es folgt ein Beitrag von Andreas Dix, Inhaber des Lehrstuhls für Historische Geographie an der Universität Bamberg, der den Westwall in die Raumplanung und Strukturpolitik des Nationalsozialismus einbettet. Wie bereits Hermann-Josef Berk in seiner psychohistorischen Skizze des Westwallbaus geht auch Dix davon aus, dass die NS-Planer nach 1933 auf politischen Voraussetzungen aufbauen konnten, die längst vorher geschaffen worden waren. Exemplarisch geht Dix dabei auf das 1886 in Preußen erlassene Ansiedlungsgesetz und das 1919 erlassene Reichssiedlungsgesetz ein. Unter den Bedingungen des Nationalsozialismus verband sich die ländliche Strukturpolitik schließlich mit biologistischen und rassistischen Elementen zum Ideal eines „gesunden Volkskörpers" in einem „artgemäßen Lebensraum" und schuf sich entsprechende gesetzliche und institutionelle Werkzeuge für einen intensiven Zugriff auf ländliche Gebiete. Beim Bau des Westwalls, so Dix, lagen bereits früh konkrete Pläne vor, das Bauvorhaben zu einer grundlegenden Neuordnung des gesamten Raumes entlang der Festungslinie zu nutzen. Dabei wurden vor allem ländliche Kleinbetriebe als disponible Masse gesehen. Die Rahmenplanungen für die Umsetzung änderten sich dann mit Beginn des Zweiten Weltkriegs noch einmal grundlegend. Sie führten allein im Saarland dazu, dass rund 300.000 Menschen ihre Häuser und

Betriebe verlassen mussten. Nach dem „Westfeldzug“ nutzte man die Räumung der Orte für eine durchgreifende bauliche und bevölkerungspolitische Strukturverschiebung auf beiden Seiten der ehemaligen Westgrenze. Dix zeigt, wie wichtig es ist, die in dieser Dimension einzigartige Verknüpfung des Westwallbaus mit einer verbrecherischen Bevölkerungspolitik konsequent aufzuarbeiten und die NS-Konzepte, die sich hinter scheinbar harmlos klingenden Neuordnungs- und Wiederaufbauplanungen verbergen, in eine Konzeption der Erinnerung mit einzubeziehen.

Achim Konejung, Vorstandsvorsitzender der Konejung Stiftung: Kultur, widmet sich in dem anschließenden Beitrag der überaus einflussreichen und nachhaltigen Propaganda um den Westwall auf beiden kriegführenden Seiten. In den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückt er den 1939 entstandenen Film „Der Westwall“ des späteren Reichsfilmintendanten und Regisseurs des antisemitischen Hetzfilms „Der ewige Jude“, Fritz Hippler. Hipplers Film sollte drei Funktionen erfüllen: dem Ausland die Stärke der Anlage vor Augen führen, der Bevölkerung die Gemeinschaftsarbeit beim Bau als großes völkisches Erlebnis zur Sicherung des Reiches vermitteln und darüber hinaus den älteren Weltkriegsteilnehmern die Angst vor einer feindlichen Front im Westen nehmen. Konejung weist auf zahlreiche filmische Tricks hin, derer sich Hippler bedienen musste, um den Eindruck von Dynamik und Aufwand des Baugeschehens zu evozieren. Mit Beginn des Westfeldzugs im Mai 1940 verschwanden die Bilder des Westwalls nahezu völlig aus der reichsdeutschen Propaganda. Gleichzeitig wuchs das Interesse an der Festungslinie in der alliierten Propaganda. Konejung kann zeigen, dass Material aus Hipplers Film, sogar unter Verwendung der Originalangaben zu Größe und Länge der Anlagen, unmittelbaren Eingang in alliierte Filme wie z. B. in Frank Capras „The Nazis Strike“ fand. Der mit der Übernahme der Bilder vermittelte Glaube an die Propagandalügen der Nazis und an die alliierte Mythologisierung der „Dragon Teeth“ führten zu taktischen Fehleinschätzungen der Alliierten im späteren Kriegsverlauf.[7]

Ein Beitrag Wolfgang Wegeners, wissenschaftlicher Referent beim Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege im Landschaftsverband Rheinland, leitet die Betrachtung der Westwallthematik aus Sicht der Bodendenkmalpflege ein. Wegener betrachtet die Westwallplanungen und -realisationen an konkreten Beispielen aus denkmalpflegerischer Sicht. Als Charakteristikum der Westbefestigungen stellt er anhand ihrer Baugeschichte heraus, dass sie immer wieder durch Änderungen politischer Vorgaben beeinflusst wurden. Mit Blick auf die Frage des aktuellen Erhaltungszustandes der Anlagen bilanziert er, dass in Nordrhein-Westfalen von ehemals 3.300 Anlagen heute nur noch weniger als 100 Bunker erhalten sind und etwa 10 – 15 % der Anlagen bloß noch als Ruinen existieren. Wegener spricht sich abschließend aufgrund der zeitgeschichtlichen Bedeutung der Anlagen für eine Sicherung unter Erhalt der vorhandenen Substanz aus und regt die Einrichtung einer überregionalen Dokumentationsstelle zur Geschichte des Westwalls an.

Den Abschluss der Bestandsaufnahme bildet ein Beitrag von Thomas Otten, Leiter des Referats Bodendenkmalschutz und Bodendenkmalpflege im Ministerium für Bauen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen. Otten bewertet den Westwall als ein Bau- und Bodendenkmal von hohem Rang. Die Denkmalpflege sieht er bei der Beschäftigung mit der Anlage in einer doppelten Verantwortung: einerseits hinsichtlich der Substanzsicherung, andererseits mit Blick auf die außerdem notwendige historische Kontextualisierung des Denkmals. Hinsichtlich der konkreten Praxis des Erhalts spricht er sich zwar gegen eine bloß partielle Unterschutzstellung aus, da so der Gesamtkontext Gefahr laufe, verloren zu gehen. Angesichts begrenzter Ressourcen in der Denkmalpflege sei es jedoch ebenso wichtig, die Arbeit darauf zu konzentrieren, gerade weitgehend intakte Einheiten und geschlossene Bereiche derjenigen Befestigungswerke zu erhalten, die abschnittweise noch als repräsentativ für die Gesamtanlage gelten können. Dem Naturschutz bescheinigt Otten eine zentrale ergänzende Funktion beim Erhalt der Anlagen, bemängelt aber insbesondere eine dem Projekt „Grüner Wall im Westen“ (BUND) inhärente Überbetonung der Natursicht auf Kosten der kulturhistorischen Bedeutung des Denkmals. Hier sei eher integrativ und interdisziplinär im Sinne einer historisch-kritischen Auseinandersetzung mit dem Gesamtensemble vorzugehen.

Nach den Betrachtungen der Westwall-Problematik aus der Sicht der Bodendenkmalpflege geht es in den beiden folgenden Beiträgen darum, Beispiele für historische Kontextualisierungen vorzustellen. Martina Malburg, Kulturamtsleiterin der saarländischen Kreisstadt Merzig, zeigt dies anhand des musealen Konzeptes für das seit 2005 der Öffentlichkeit zugängliche Westwallmuseum in Merzig-Besseringen, das in einem mehrgeschossigen B-Werk untergebracht ist. In bewusster Abgrenzung zu den meisten privat betriebenen Museen, die vorwiegend auf waffen- und militärtechnische Ausstattungen fixiert sind, soll der

überwiegende Teil der Merziger Bunkeranlage in dem vorgefundenen Originalzustand belassen bzw. in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Konservatoramt so wieder hergerichtet werden, wie er 1939/40 eingerichtet war. Es gehört ausdrücklich zum Merziger Konzept, die Präsentation des B-Werkes in den Kontext der NS- sowie der regionalen Kriegsgeschichte einzubinden.

Das zweite Praxisbeispiel stellt der Archivar der beiden rheinland-pfälzischen Verbandsgemeinden Annweiler und Bad Bergzabern, Rolf Übel, vor. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen steht der „WestWallWeg" entlang des „Otterbachabschnitts" in der Südpfalz. Übel erläutert die komplikationsreiche Vorgeschichte des Projekts, die im Jahr 2006 in die erste Konkretisierungsphase überging und im Sommer 2007 zur Installation von elf Informationstafeln an Westwallanlagen in Steinfeld und Niederotterbach führte. Es war ein Anliegen bei der Gestaltung der Tafeln, von vornherein konzeptionelle Mängel zu vermeiden, die andernorts durchaus vorhanden sind. So sollten Informationen nicht – wie etwa beim Rundwanderweg „Schwarzer Mann" in der Schneifel – auf bau- oder militärtechnische Angaben reduziert werden. Entlang des „WestWallWeges" finden sich nun vier Tafeltypen: Übersichtstafeln, die einen allgemeinen Überblick bieten; Tafeln zur Geschichte der Dörfer entlang des Westwalls; Hinweistafeln zu Orten konkreter Kriegsereignisse oder -aktivitäten; außerdem Beschriftungstafeln, die an den Westwallanlagen direkt angebracht sind. Übel unterstreicht abschließend, dass die Beschilderung nur ein erster Schritt bei der Vermittlungsarbeit von NS- und Kriegsgeschichte sein könne und weitere Aktivitäten folgen müssten.

Eberhard Elfert, einer der Ausstellungsmacher, die sich bereits 1992 in Berlin dem „Mythos und der Realität des Westwalls" zugewandt hatten, ruft die damalige Ausstellung als einen ersten Versuch in Erinnerung, sich ein Gesamtbild vom Westwall zu verschaffen, das als Basis für einen verantwortungsvollen Umgang unerlässlich ist. Ausgehend von einer Spurensuche in den vier Bundesländern stellt er fest, dass bereits in den 1990er Jahren die Tendenz zur Herauslösung einzelner Bauwerke aus dem historischen Zusammenhang und eine überwiegend militär-touristische Nutzung zu erkennen gewesen sei. Dieses „wilde Gedenken", das als „Bastelei" ohne jeglichen rationalen Ansatz im Kern den demokratischen Grundkonsens untergrabe, sei jedoch weder vom Denkmalschutz noch von beteiligten Kommunen als problematisch erkannt worden. Die zentrale These der damaligen Ausstellung, wonach der Westwall in erster Linie eine propagandistische Funktion gehabt habe, veranschaulicht Elfert anhand der medialen Konstruktion des Westwalls, wozu er auf Zeitschriften, Massenwaren wie dem „Schutzwall-Ehrenzeichen" oder dem „Westwall-Bierkrug" ebenso verweist wie auf filmische, musikalische oder künstlerische Zeugnisse. Ausgehend von den erinnerungspolitischen Erfahrungen im Umgang mit der Berliner Mauer betont Elfert die Notwendigkeit, die authentischen Relikte zu erhalten, die entstandene dezentrale Erinnerungslandschaft zu respektieren, einen Ort für eine umfassende Dokumentation zu etablieren, die Themen der vorhandenen Erinnerungsorte auszudifferenzieren und dem Gedenken an die Opfer, die in unmittelbarem Bezug zum Westwall stehen, einen Raum zu geben. Als einen ersten Schritt schlägt er eine die Bundesländer übergreifende, internetgestützte Dokumentation über vorhandene Anlagen und Aktivitäten vor, um die Dimensionen des Westwalls auch ortsunabhängig erfahrbar zu machen und die bisherigen Bemühungen unter einem Dach zusammenzufassen.

In dem letzten Beitrag wendet sich Karola Fings, stellvertretende Direktorin im NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, dem Westwall aus dem Blickwinkel der Gedenkstättenarbeit zu. Sie betont, dass für jede Form der Musealisierung des Westwalls zunächst eine grundlegende Verständigung darüber notwendig sei, was Nationalsozialismus bedeutete und welche Folgen die Jahre 1933 bis 1945 für die deutsche Gesellschaft hatten. Generell sei ein Perspektivwechsel notwendig, um eine demokratische, auf Zukunft gerichtete Erinnerungspolitik zu erzielen. Dieser Perspektivwechsel erfordere einen deutlich erkennbaren Bruch mit den Rechtfertigungsstrategien einer „Tätergesellschaft", die sich nach 1945 selbst als Opfer begriff und inszenierte. Am Beispiel der bisherigen Musealisierungspraxis am Westwall zeigt sie, dass unter dem Etikett des „Mahnen-und-Gedenkens" das Opfer-Narrativ weiter erzählt wird, dass statt auf rationale Auseinandersetzung auf Überwältigung gezielt und statt auf Differenzierung auf Eindimensionalität gesetzt wird. Mit der Überbetonung des Militärischen, die ohne reale Bilder des Krieges auskommt, werde in den Museen ein „Krieg an sich" in Szene gesetzt, der mit dem nationalsozialistischen Vernichtungskrieg nicht in Verbindung gebracht werden könne. Abschließend formuliert Fings als eine zentrale Forderung, dass gegen die mehr als fragwürdige Geschichtspolitik entlang des ehemaligen Westwalls wirksame und nachhaltige Strategien entwickelt

werden müssten, wozu vor allem zunächst die Verantwortlichen in Bund, Ländern und Kommunen den dringenden Handlungsbedarf zu erkennen hätten.
Auf Grundlage der einzelnen Beiträge und mit Blick auf das abschließend zusammengefasst wiedergegebene Podiumsgespräch der Tagung lassen sich zwei zentrale Ergebnisse festhalten. Erstens bedarf es eines breiten, interdisziplinären Zugangs zu dem Thema Westwall, um seine vielfältigen Dimensionen sichtbar und vermittelbar zu machen. Hierzu sind weitere Forschungen – vor allem lokale und regionale Fallstudien – notwendig, aber auch eine kritische Aneignung des bereits vorhandenen Wissens. Ein Gesamtbild des Westwalls, der als symbolisches Bauwerk des Nationalsozialismus begriffen wird, ergibt sich erst aus einer Zusammenschau seiner Entstehungsgeschichte, seiner spezifischen militärstrategischen und propagandistischen Bedeutung für das NS-Regime, seiner Baugeschichte, den ökonomischen, sozial- und arbeitspolitischen Voraussetzungen und Folgen des Westwalls für Reich wie Region, den ökologischen Folgen des Baus, seiner Bedeutung im Rahmen nationalsozialistischer Bevölkerungspolitik sowie dem realen Kriegsgeschehen während der Jahre 1939 bis 1945. Zu dem Gesamtbild gehören aber neben den vergleichsweise wenigen Jahren seiner Existenz auch die langen Jahre der Zerstörung, Nachnutzung und Überformung seit 1945 sowie eine Auseinandersetzung mit dem tradierten Erinnerungsgehalt.
Zweitens bedarf es, und dies scheint das weitaus problematischere Ergebnis zu sein, einer behutsamen Konversion der bestehenden Museumsanlagen sowie einer Entwicklung von alternativen Musealisierungsstrategien, die auch in die Praxis umgesetzt werden. Die Fallbeispiele haben gezeigt, dass eine intensive Zusammenarbeit aller Beteiligter bei konsequenter Begleitung durch die öffentliche Hand zu einem neuen Umgang mit Westwall-Überresten führen kann. Wie weit dieser noch von tatsächlich optimalen Lösungen entfernt ist, ist eine andere Frage. Ungeklärt bleibt bislang auch, ob nach einer Förderung der denkmalpflegerischen und baulichen Rekonstruktion von Westwall-Anlagen auch entsprechende Mittel für qualifiziertes Fachpersonal bereit gestellt werden, ohne die die Wahrnehmung verantwortungsvoller museumsdidaktischer Aufgaben, die solche Einrichtungen mit sich bringen, kaum einzulösen ist. Bleiben entsprechende Mittel aus, wird dem „wilden Gedenken“ auch weiterhin Tür und Tor geöffnet sein.
Von den behandelten Einzelbeispielen abgesehen, ergibt sich generell die Forderung nach einem länderübergreifenden Umgang mit dem Westwall als einem Gesamtensemble. Hierfür bedarf es auch eines Gesamtkonzeptes, das – so der Vorschlag von Eberhard Elfert – von einer unabhängigen Gruppe entwickelt werden müsste, welche die verschiedenen und zum Teil divergierenden Interessen der unterschiedlichen Akteure zu moderieren hätte. Die Beiträge in diesem Band geben zahlreiche Anregungen sowohl für weitere Forschungen als auch für notwendige Standards bei der Musealisierung von Westwall-Anlagen. Es bleibt zu hoffen, dass sie von vielen Interessierten, Aktiven und Verantwortlichen aufgegriffen werden.

Einen wichtigen Weggefährten, Hermann-Josef Berk, haben wir leider verloren. Er starb am 27. Mai diesen Jahres. Umso dankbarer sind wir, dass sein Zugang zu dem Thema in diesem Band aufgenommen werden konnte.

Anmerkungen

[1] Franz Kafkas Erzählung „Der Bau“ entstand in seinem letzten Lebensjahr in Berlin-Steglitz. Er hat sie nicht mehr vollenden können. Das Fragment findet sich in verschiedenen Kafka-Ausgaben, z. B. in der Ausgabe des S. Fischer Verlages „Erzählungen und andere ausgewählte Prosa“, Frankfurt am Main 1996; ebenfalls im Internet unter www.digbib.org/Franz_Kafka_1883/Der_Bau. Es gibt auch eine Hörbuchversion des Verlags Audio Pool, gelesen von Olaf Reitz, 1. Aufl. 2003.

[2] Vgl. dazu u. a. H. Rohde/W. Wegener, Europäische Befestigungen im Überblick. In: M. Groß u. a., Der Westwall. Vom Denkmalwert des Unerfreulichen. Führer arch. Denkmäler Rheinland (Köln 1997) 9–40.

[3] M. Groß, Der Westwall zwischen Niederrhein und Schnee-Eifel. Mit einem einführenden historischen Beitrag von R. Pommerin. Arch. Funde u. Denkmäler Rheinland 5 (Köln 1989, Erstausgabe 1982).

[4] M. Groß u. a., Der Westwall. Vom Denkmalwert des Unerfreulichen. Führer arch. Denkmäler Rheinland (Köln 1997).

[5] Neue Gesellschaft für Bildende Kunst e. V. (Hrsg.), Wir bauen des Reiches Sicherheit. Mythos und Realität des Westwalls 1938–1945 (Berlin 1992).

[6] Vgl. K. Fings, Im Westen nichts Neues? Ein kritischer Seitenblick auf Literatur zum Westwall. In: Gesch. in Köln 54, 2007, 262–270. Darin findet sich eine Kritik der folgenden Publikationen: D. R. Bettinger/H.-J. Hansen/D. Lois, Der Westwall von Kleve bis Basel. Auf den Spuren deutscher Geschichte. Ein Tourenplaner (Eggolsheim 2006), der Band ist identisch mit der 2002 im Verlag Podzun-Pallas in Wölfersheim-Berstadt erschienenen Ausgabe. – J. Fuhrmeister, Der Westwall. Geschichte und Gegenwart (Stuttgart 2004, Erstausgabe 2003). – I. Eberle/A. Reichert (Hrsg.), Der Westwall. Erhaltung, gesellschaftliche Ak-

zeptanz und touristische Nutzung eines schweren Erbes für die Zukunft. Tagungsband zum Symposium FORTIS 2005 vom 11. – 13. März an der Universität Trier. Beitr. Angewandte Festungsforsch. 1 (Norderstedt 2006).

7 Konejungs Materialien und Erkenntnisse gehen auf ein aufwändiges Filmprojekt der Stiftung über den Hürtgenwald in der Eifel und den Krieg am Westwall zurück. Unter dem Titel „You enter Germany. Hürtgenwald – der lange Krieg am Westwall" ist der dabei entstandene Film als DVD seit Ende 2007 im Handel erhältlich oder über die Konejung Stiftung zu beziehen.

I. Aktueller Problemaufriss

Mythos und Faszinationskraft des Westwalls

Doppelseite
Detail der Außenanlage des Panzerwerks Katzenkopf bei Irrel.
Foto: F. Möller

Frank Möller

Die Enthistorisierung des Westwalls

Vom mythisch überhöhten Schutzwall zum bewunderten Zeugnis deutscher Ingenieurskunst

Vorbemerkung

Der von den Nationalsozialisten so genannte Westwall ist in den vergangenen Jahren aus mehreren Gründen ein öffentliches Thema geworden. Lokale Geschichtsvereine, Naturschützer, „Schatzsucher“ und selbsternannte Festungsforscher haben ihr Augenmerk auf seine Überreste gerichtet; die Denkmalpflege beansprucht einen umfassenden Schutz der Anlage, weil sie in ihr ein bedeutendes Denkmal der Fortifikationstechnik sieht; außerdem hoffen zunehmend mehr Gemeinden darauf, mit kleinen Museen oder speziell ausgewiesenen Westwall-Wanderwegen ihre touristische Angebotspalette erweitern und Publikum in ihre Regionen locken zu können.

Es mag durchaus auch gute Argumente zum Erhalt der noch verbliebenen Anlagen geben. Ich denke allerdings, dass die prinzipielle Frage des Erhalts von Westwall-Anlagen nicht von derjenigen zu trennen ist, wie diese Anlagen aktuell bereits genutzt und dargestellt werden und wie sie künftig genutzt und öffentlich präsentiert werden sollten. Das ist im Übrigen keine Frage, die speziell nur auf den Westwall bezogen zu beantworten ist. Sie kennen die Diskussionen um die so genannte Ordensburg Vogelsang im Nationalpark Eifel und ihre angemessene Darstellung im Kontext des Nationalsozialismus. Und ähnliche Fragen haben sich bei der Auseinandersetzung um zahlreiche weitere Immobilien gestellt, die gleichfalls im Auftrag der NS-Diktatur entstanden sind. Es geht also auch um die Frage, wie man Erinnerung, die sich an diesen Objekten festmacht, inhaltlich füllt und wie man sie inszeniert.

Bei der Beantwortung dieser Frage stehen wir nicht am Punkt Null. Es gibt inzwischen eine ganze Reihe von so genannten Westwall-Museen, von Informationstafeln und Wanderwegen, die Teile des Westwalls bereits erschlossen haben. Und es gibt verstärkt seit den 1990er Jahren Publikationen zur Geschichte der Anlage, die letztendlich – und darin sind sie den allermeisten Museen ähnlich – eine *Enthistorisierung des Westwalls* betreiben, will sagen: die die verbrecherischen politischen sowie ideologischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge, denen die Anlage ihre Existenz verdankt, gezielt außen vor lassen. Davon handelt mein Beitrag. Er steht nicht zuletzt deshalb am Anfang, weil sich Konturen eines Gesamtkonzeptes für den zukünftigen Umgang mit dem Westwall nur schwer erarbeiten lassen werden, wenn man die aktuell bereits stattfindende Erinnerungspolitik und ihre praktische Umsetzung in den Westwall-Museen und in den Publikationen, die aus dem Umfeld ihrer Betreiber stammen, einfach ignorieren würde.

Westwallpropaganda und -mythos

Den offiziellen Impuls zum Bau des Westwalls gab Hitlers Befehl zum beschleunigten Ausbau der Westgrenze des Deutschen Reiches vom 28. Mai 1938. Voraussetzung für die Inangriffnahme des Baus war die Umstellung des freien Arbeitsmarktes auf eine staatlich reglementierte Zwangsrekrutierung. Die Grundlage dafür bildete eine von Hermann Göring als „Beauftragter für den Vierjahresplan“ erlassene Dienstpflicht-Verordnung. Leiter der Baumaßnahmen wurde Fritz Todt, dessen vorrangige Aufgabe bis dahin in der Organisation des Ausbaus des Reichsautobahnnetzes bestanden hatte. In das Baugeschehen waren rund 500.000 Arbeitskräfte involviert, vor allem von der Organisation Todt, dem Reichsarbeitsdienst und den Festungspionierstäben.

Der Bau erstreckt sich von der Grenze gegenüber Basel bis zum Niederrhein nahe Kleve auf einer Gesamtlänge von rund 630 km. Er erreicht eine räumliche Tiefe von bis zu 50 km. Man darf ihn sich nicht als eine dichte Linie einzelner Bunker vorstellen, sondern als Kombination verschiedener Elemente: Bunker, Schar-

Abb. 1 Der Westwall als „Friedenswall". „Denn der Westwall ist auch ein Werk des Friedens. Durch seine Errichtung hat der Führer unseren Nachbarn im Westen eindeutig bekundet, daß nach der Rückgliederung des Saargebietes in das Reich Deutschland keine weitergehenden Gebietsansprüche im Westen erheben wird und freiwillig auf die ehemals deutschen Provinzen Elsaß-Lothringen verzichtet. So ist der Bau des Westwalls keineswegs eine Bedrohung für Frankreich."[2]

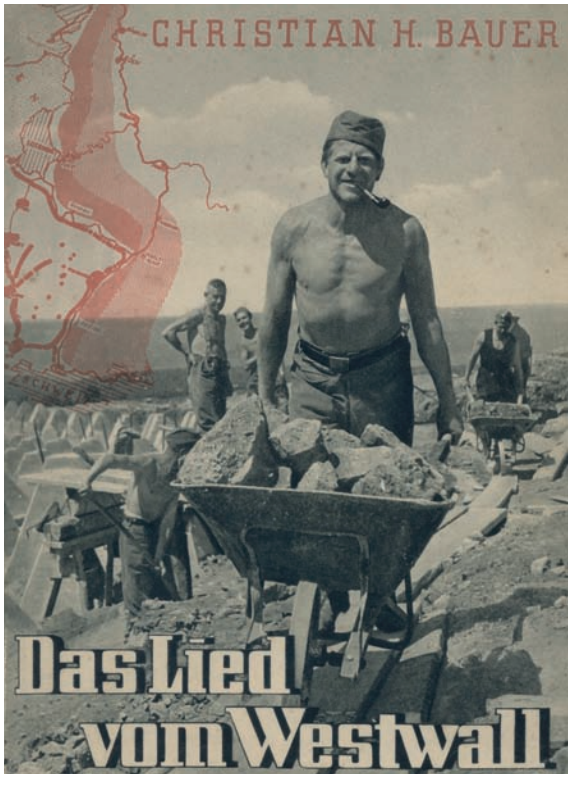

Abb. 2 Der Westwall als nationale Gemeinschaftsleistung. „Das Lied vom Westwall erzählt von der Gemeinschaftsleistung unseres Volkes, von Männern der Organisation Todt, von ihrem Einsatz, ihrer Kameradschaft, ihrer Opferbereitschaft und von ihrem Willen, Schützer der Heimat und zugleich Wegbereiter des Sieges zu sein."[3]

tenstände, Hohlgangsysteme, Panzerhindernisse, eine vorgelagerte Luftverteidigungszone usw. Die Angaben zur Anzahl der Anlagen differieren stark voneinander. Das Bundesministerium der Finanzen spricht allein von 20.099 erfassten Bunkern.[1]

Begleitet wurden die Baumaßnahmen ab dem Spätsommer 1939 von einem beispiellosen Propagandafeldzug, der seinen Niederschlag in zahlreichen Schriften, Gedichten, Liedern, Filmen und Funkreportagen fand und den Bau der Festungslinie als nationales Gemeinschaftswerk der „Frontarbeiter" aus allen Gauen des Reiches feierte (vgl. Beitrag A. Konejung). Der Westwall wurde dabei als rein defensiv ausgerichtete Schutz- und Verteidigungslinie dargestellt, losgelöst von seiner Funktion im Gesamtkontext der nationalsozialistischen Angriffskriegsplanungen.

Schaut man sich die nationalsozialistische Propaganda näher an (vgl. dazu auch die Abb. 1–5 mit den entsprechenden Textauszügen), dann lässt sich eine Reihe von Elementen ausmachen, die stereotyp immer wieder eingesetzt werden und maßgeblich die Mythenbildung um den Westwall befördern. Signifikant sind u. a.:

- Das Spielen mit der großen Zahl (Anzahl der Anlagen, Mengenangaben bei den Baumaterialien, die Anzahl der Arbeitskräfte etc.).
- Die Darstellung des Baus als Gemeinschaftswerk des gesamten, im Nationalsozialismus geeinten Volkes.
- Die behauptete Freiwilligkeit der Bereitschaft zur Teilnahme am Bau und das der Arbeitsorganisation zugrunde liegende reibungslos funktionierende System von Befehl und Gehorsam.
- Das Feiern des Baus als Ergebnis herausragender deutscher Ingenieurskunst.
- Die Darstellung des Westwalls als „Friedenswall".
- Die Darstellung des Schutzes durch den Wall als natürliches und zeitloses Urbedürfnis.
- Und schließlich die Behauptung seiner Unüberwindbarkeit: die „Front aus Stahl und Beton".

Die Wirklichkeit sah indes anders aus, denn reibungslos funktionierte so gut wie gar nichts:

- Der überstürzte Masseneinsatz von Mensch und Material ließ die Preise für Maschinen und Baustoffe explodieren.
- Massive Betrügereien bei Abrechnungen sowie Baupfusch wurden zum Dauerproblem.

- Es gab erhebliche Disziplinarprobleme mit den im ganzen Reich zwangsrekrutierten Arbeitskräften wegen oft schlechter Unterbringung in überfüllten Barackenlagern, Wirtshaussälen oder Turnhallen und wegen der langen Arbeitszeiten von zehn bis zwölf Stunden.
- Es kam immer wieder zu erheblichen Konflikten zwischen der ortsansässigen Bevölkerung und den zugereisten Arbeitskräften.
- Alkoholexzesse waren auf den Baustellen und in den Lagern an der Tagesordnung.
- Arbeiter blieben ihren Einsatzstellen fern, und es wurden sogar Streiks für bessere Arbeitsbedingungen und für höhere Löhne organisiert.[4]

Das NS-Regime reagierte auf die Disziplinarprobleme mit einer ganzen Palette von Maßnahmen:

- Starke Polizeikräfte aus dem ganzen Reich wurden an die Baustellen verlegt und nach der Mobilmachung im August 1939 durch SS-Angehörige aus dem Sicherungsstab der Organisation Todt ersetzt.
- Ab Oktober 1939 fanden entlang des Westwalls schließlich reichsweit die ersten Versuche statt, der so genannten Arbeitsbummelanten und -verweigerer mit Haftlagern eines neuen Typs zur „Umerziehung“ und zur abschreckenden Züchtigung Herr zu werden.
- Auf Initiative Todts gründete der Sicherungsstab, unterstützt von der regionalen Gestapo, zum Beispiel das SS-Sonderlager Hinzert[5] im Hunsrück sowie eine ganze Reihe von Polizeihaftlagern entlang der Festungslinie. Nach der Ausweitung des Krieges entstanden weitere Barackenlager, die als Kriegsgefangenenlager für russische Soldaten genutzt wurden.
- Außerdem wurden die Arbeitsverhältnisse auf den Baustellen noch radikaler durchmilitarisiert, als das bis dahin schon üblich war.

Tatsache ist auch: Selbst unter den Bedingungen der genannten paramilitärischen Zwangsmaßnahmen wuchsen die Befestigungsanlagen nie zu der „unüberwindbaren Front aus Stahl und Beton“ zusammen, als die sie die Propaganda darstellte. Die gesamte Verteidigungslinie blieb bis zum Ende des Krieges eine lückenhafte Großbaustelle und war, gemessen an den Angriffswaffen, die sich gegen sie hätten richten können und schließlich richteten, von Beginn an ein Anachronismus.

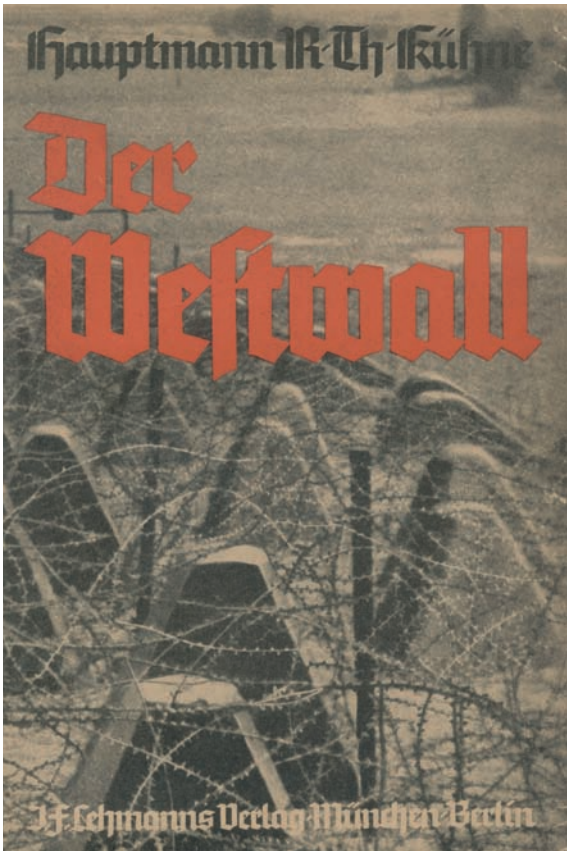

Abb. 3 Der Westwallbau als Ausdruck eines zeitlosen Schutzbedürfnisses. „Von alters her wurden die Menschen gezwungen, ihre Wohnstätten und ihren heimatlichen Boden gegen feindliche Angriffe zu beschützen und zu verteidigen. Frühzeitig waren sie daher darauf bedacht, sich durch Befestigungen einen unmittelbaren Schutz und einen Rückhalt für den Fall zu verschaffen, daß sie dem Gegner in offener Feldschlacht nicht widerstehen konnten.“[6]

Abb. 4 Kräfte für den Vernichtungskrieg freimachen. „In den Werken befinden sich Höchstleistungswaffen und eine Besatzung von hervorragender Ausbildung und allerbestem Geiste. Sie kann infolge der undurchschlagbaren Beton- und Panzerstärke der Werke verhältnismäßig klein bemessen werden, so dass eine riesige Kräfteersparnis möglich ist. Infolgedessen steht ein Großteil der Wehrmacht für andere Zwecke zur Verfügung.“[7]

Revitalisierung der Mythen I: Westwallgeschichte als Heldengeschichte

Der Westwall hat das Ende des Krieges im Westen Deutschlands möglicherweise um einige Wochen hinausgezögert – weniger wegen seiner realen Abwehrkraft als vielmehr deshalb, weil die Propaganda von seiner Unüberwindbarkeit bei den Alliierten Wirkung erzielte –, auf den Ausgang des Krieges hatte er keinen wesentlichen Einfluss. Resistenter als alle Bunkermauern und Panzerhindernisse erwiesen sich jedoch die Mythen, die von den Nationalsozialisten der Anlage eingeschrieben worden waren. Schon bald nach dem Krieg lebten sie wieder auf und wurden weiter fortgeschrieben. Zum Beispiel als kriegsverherrlichende, heroische Lebensformen und Leidensfähigkeit propagierende Heldengeschichten. Als solche fanden sie Eingang in zahlreiche „Landser-Hefte", die seit den späten fünfziger Jahren wöchentlich im Pabel-, später im Pabel-Moewig-Verlag erschienen und dort hohe Auflagen erzielten. Die Landser-Hefte waren und sind Teil einer nationalistischen Publizistik, die sich um eine grundlegende Revision des Bildes vom deutschen Soldaten und seiner Rolle während des Krieges bemüht und den Krieg als Abenteuer, Bewährungsprobe und Initiationsritus verklärt. Titel wie „Todesacker Hürtgenwald" oder „Die letzte Front" sprechen für sich. Es gibt auch ein Heft mit dem Titel „Ein Bollwerk versagt". Aber damit ist nicht etwa der Westwall gemeint, sondern die gegnerische Maginot-Linie auf französischem Boden.[9]

Auch Buchautoren nutzten den Westwall als Folie, um die Faszination am Kampfgeschehen und am männlich-soldatischen Heroismus weiter fortzuschreiben. So Karl Hans Koizar in dem Band „Inferno am Westwall" aus dem Jahr 1980. Ein kurzer Auszug:

„Und dann kam der längst erwartete, um nicht zu sagen erhoffte Befehl, das Vorland unseres Bunkergeländes abzusichern und zu ‚säubern'. In dem gewaltigen unterirdischen Stollensystem der Artillerie (…) herrschte Hochbetrieb. Man konnte es kaum für möglich halten, dass dies alles perfekt getarnt und praktisch für den Angreifer erst sichtbar wurde, wenn unsere Rohre Feuer spuckten."[10]

Auch hier also Teile des bekannten Arsenals, aus denen der Mythos Westwall ständig aufs Neue reproduziert wird: die gewaltige Größe der Anlage, die erregte Kampfgemeinschaft im Innern und schließlich – als Krönung – die unverkennbar sexualisierte Entladung der Männergemeinschaft in Form Feuer spuckender Rohre. Klaus Theweleits „Männerphantasien" lassen grüßen.[11]

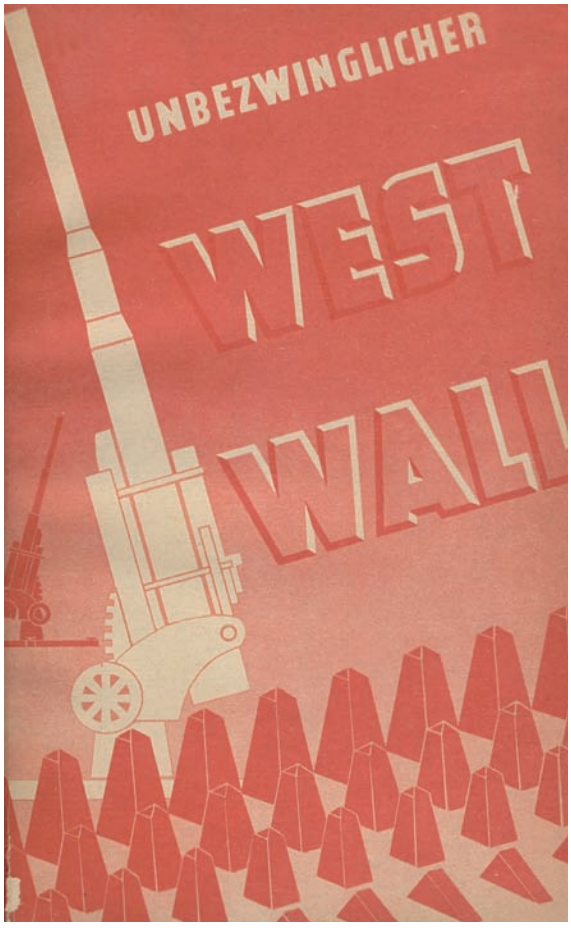

Abb. 5 Der Westwall als Gegenstand von Erziehung und Bildung.
Nach dem Willen des Verlages ist diese Propagandaschrift aus dem Jahr 1940 bestimmt für „Volks-, Schul- und Werkbüchereien wie für Schulungskurse der Partei, ihrer Gliederungen und angeschlossenen Verbände, insbesondere für die Arbeitsgemeinschaften an den Volksbildungsstätten. (...) Gerade der Erzieher wird gerne zu diesem kleinen Volksbuch greifen, wenn er den Westwall zum Gegenstand von Erziehungs- und Bildungsaufgaben im Unterricht machen will."[8]

Revitalisierung der Mythen II: Westwallgeschichte als Geschichte von Baukunst und Waffentechnik

Was in den Landser-Heften oder bei einem Autor wie Koizar als Nebenaspekt auftaucht – die Glorifizierung von Baukunst und Waffentechnik des Westwalls und damit der Leistungsstärke des NS-Regimes –, rückt in einem der aktuellen Standardwerke aus den Reihen der so genannten Festungsforscher ins Zentrum der Betrachtung. In Jörg Fuhrmeisters Buch „Der Westwall. Geschichte und Gegenwart" heißt es dazu unter anderem (Hervorhebungen durch Verf.):

„Bedingt durch ihre Architektur, ihre starken Mauern und Wälle, *fesseln sie* [Festungen und Bunker] den Blick der Besucher. Es sind die sicht- und erlebbaren Zeugen jener Epochen, in denen sie entstanden, sie spiegeln die *Baukunst und Macht* ihrer Erbauer wieder. Die Reste des Westwalls sind die Zeugen der letz-

ten und größten Landbefestigung Deutschlands. Sie sind gleichermaßen sichtbarer Ausdruck der *Militärbaukunst* jener Zeit."[12]

Heute noch sollen sich also Besucher – folgt man der Vorstellungswelt des Herrn Fuhrmeister – vom Westwall, von der Baukunst und der Macht seiner Erbauer fesseln lassen, statt – was nahe liegender wäre – auf kritische Distanz dazu zu gehen. Wie kommt jemand auf solche doch eigentlich recht abstrusen Gedanken? Gibt es vielleicht Vorbilder für diese Gedankenwelt und für diese Begrifflichkeiten?

Es gibt sie in der Tat. Werner Flack, gleichfalls Autor eines weit verbreiteten Buches über den Westwall (Abb. 6), schreibt: „Dieses Werk ist ein Wunder an strategischer Überlegung, an *bestem baulichen Können*, an *hervorragender Fachleistung*. (…) Es ist *fesselnd* vom kleinsten Bunker bis zur selbständigen Festungsanlage." Und an anderer Stelle heißt es weiter: „Das Werk im Westen ist eine *Symphonie der Macht*. Aus Eisen, Stahl, Stein, Beton und Fels setzen sich ihre ehernen Akkorde zusammen."[13]

Wo Fuhrmeister von „Baukunst" und „Militärbaukunst" spricht, preist Flack das „beste bauliche Können" und die „hervorragende Fachleistung". Wo Fuhrmeister von „Macht" spricht, ist bei Flack von einer „Symphonie der Macht" die Rede. Und – beide Autoren lassen sich von den Bunkern „fesseln", sind also an ihr Objekt quasi willenlos und unfähig zur Reflexion gebunden.

Werner Flacks Buch trägt den Titel „Wir bauen am Westwall. Ein Fronterlebnis deutscher Jugend im Frieden". Es ist 1939 erschienen und gehört zur Propagandaliteratur um den „Westwallbau". Wenig später glorifiziert derselbe Autor das Kampferlebnis eben jener deutschen Jugend beim Überfall der Wehrmacht auf Polen und ist schließlich auch beim Einmarsch der Deutschen in Frankreich publizistisch wieder mit von der Partie.[14]

Sind die auffälligen sprachlichen Parallelen zwischen Flacks NS-Propaganda von 1939 und Fuhrmeisters Buch aus dem Jahr 2003 ein Zufall? Ich denke nicht. Zumindest zeigen sie, wie hartnäckig die NS-Lesart der Westwallgeschichte bis heute weiter fortlebt und auch weiter fortgeschrieben wird – sei es nun bewusst oder unbewusst.

Revitalisierung der Mythen III: Westwallgeschichte als geschichtsrevisionistisches Projekt

Bleiben wir noch einen Moment bei Fuhrmeisters Publikation. Der Autor verdient nicht zuletzt deshalb unsere Aufmerksamkeit, weil er immerhin der saarländischen Bodendenkmalpflege als „Experte" zuarbeitet, also aus öffentlichen Mitteln bezahlt wird.[15]

Aufschlussreich wird es immer dann, wenn der Autor, wie im genannten Beispiel, seine Linie technisch-nüchterner Beschreibungen von Bunkern und Kampfanlagen verlässt. Dann kommt auch schon mal ein fragwürdiger Nationalstolz zum Vorschein, etwa wenn es trotzig heißt:

„Wir sollten zu unserer Vergangenheit stehen. Die Leistungen, die unsere Väter und Großväter erbracht haben, suchen in der jüngeren Geschichte ihresgleichen."[16]

Über den nationalsozialistischen Westwallbau wird damit auf einen Schlag die gesamte NS-Zeit exkulpiert. Dass zu den „Leistungen unserer Großväter" – um in der Terminologie des Autors zu bleiben – auch die Entwicklung technisch so ausgeklügelter Konstruktionen

Abb. 6 Werner Flacks Roman „Wir bauen am Westwall" präsentiert das Baugeschehen aus Sicht eines einfachen Westwallarbeiters.

wie die der Krematoriumsöfen und Entlüftungsanlagen für die Gaskammern von Auschwitz zählen, taucht hier gedanklich nicht einmal ansatzweise auf. Und soll es wohl auch nicht.
Wo aber nur noch Stolz beim Blick auf die Vergangenheit bleibt, da ist es dann auch nicht mehr weit bis zur Relativierung der deutschen Kriegsschuld:
„Dabei [gemeint ist der Überfall der Wehrmacht auf Polen] sollte nicht verkannt werden, dass die polnische Regierung sich auf den Beistand Frankreichs und Großbritanniens verlassend, selbst Kriegspläne schmiedete und jeder diplomatischen Lösung des drohenden Konflikts aus dem Gefühl einer vermeintlichen Überlegenheit heraus abgeneigt war.“[17]
Geschichtsrevisionistische Bestrebungen dieser Art sind nicht selten. Sie finden sich z. B. auch in Publikationen des Autors Dieter Robert Bettinger, der den Westwallbau zu einem Akt erzwungener Notwehr verdreht und den Zusammenhang mit dem geplanten Angriffskrieg im Osten und mit Hitlers rassistischer Lebensraumpolitik dabei ebenfalls ausblendet, wenn er schreibt:
„Die Notwendigkeit zum Bau einer deutschen Landesbefestigung ergab sich vor allem aus der durch die Bestimmungen des Vertrages von Versailles geschaffenen militärgeographischen und militärpolitischen Lage Deutschlands als eines Staates sozusagen mitten in Europa.“[18]
Die Äußerungen Bettingers finden sich in einem Buch des Verlages Podzun-Pallas, der seit den 1950er Jahren Militaria-Schrifttum aller Art vertreibt. Da gehören sie gewissermaßen auch hin. Problematisch wird es meines Erachtens allerdings dann, wenn solche geschichtsrevisionistischen Positionen Eingang in universitäre Publikationen und Abläufe finden. Dass der Inhaber des Lehrstuhls für Wirtschafts- und Sozialgeographie an der Universität Trier, Prof. Dr. Ingo Eberle, zusammen mit seiner Assistentin, Dr. Anja Reichert, die Übernahme des Bettinger-Beitrags kommentarlos und unredigiert in den ersten Band einer von beiden verantworteten Reihe „Beiträge zur angewandten Festungsforschung“[19] übernommen hat, muss dann doch irritieren und verletzt die üblichen Standards wissenschaftlichen Arbeitens. Kurz: ein derart unreflektierter Umgang mit geschichtsrevisionistischen Positionen im universitären Rahmen ist ein Ärgernis.

Die Museen

Ich komme jetzt zum dritten Schwerpunkt meiner Ausführungen, zu den Westwallmuseen selbst und zu der Art und Weise, in der in ihnen heute Geschichte inszeniert wird. Es gibt derzeit rund zwei Dutzend Museumsanlagen, die sich dem Thema Westwall widmen, und ihre Zahl wächst. Ich möchte signifikante aktuelle Tendenzen an vier Beispielen verdeutlichen:

- an zwei museal bespielten Artilleriebunkern am Rande von Bad Bergzabern (Abb. 7),
- an der Hohlganganlage Gerstfeldhöhe bei Pirmasens (Abb. 8),
- am Panzerwerk Katzenkopf, einer mehrgeschossigen Hohlganganlage bei Irrel,
- am so genannten „Friedensmuseum“ Hürtgenwald, dem einzigen unter den vier Museen, das in keiner historischen Anlage untergebracht ist. Es thematisiert vor allem die Schlacht im Hürtgenwald (September 1944 bis Februar 1945).

Abb. 7 Artilleriebunker mit Sechsschartenkuppel: das Westwallmuseum Bad Bergzabern.

Abb. 8 Eingang zu einem kilometerlangen Hohlgangsystem: die Gerstfeldhöhe bei Pirmasens.

Museales Leitbild: der Bunker als kampfbereite, intakte Gefechtsstation

Prinzipiell sind verschiedene Möglichkeiten denkbar, wie man eine historische Bunkeranlage museal inszenieren kann. Man kann dort die Bauphase dokumentieren, die Monotonie soldatischen Lebens außerhalb von Gefechtsphasen oder den baulichen Zustand, in dem der Bunker vor der Musealisierung vorgefunden wurde. Das Leitbild, an dem sich die vier genannten Museen orientieren, ist jedoch ein anderes. Ihre Betreiber präsentieren die Bunker – mit einigen Abstrichen in Bad Bergzabern – in erster Linie als kampfbereite, intakte Gefechtsstationen (Abb. 9–12).
Wem das selbstverständlich erscheint, der sollte sich vor Augen halten, dass diese Fokussierung auf die weitaus kürzeste Phase in der Geschichte der Bunker zielt. Was bleibt damit aber alles außerhalb der Aufmerksamkeit der Betreiber?

- Es findet keine Einbettung der Bunkergeschichte in die Politik und Ziele des Nationalsozialismus statt.
- Es gibt keine Inszenierung der Langeweile und des Müßiggangs im „Drôle de Guerre“.
- Es gibt keine Darstellung der Nutzung der Anlagen zwischen ihrer ersten und zweiten Besetzung. Das war immerhin die längste Zeit, in der die Waffen auch entfernt waren.
- Es gibt keine Geschichten vom Sterben im Bunker.
- Es gibt auch keine Geschichte der Nachkriegsnutzung.

Der Bunker als kampfbereite, intakte Gefechtsstation ist es, der die Betreiber, die sich selbst als „Festungsforscher“ verstehen, anspricht und fasziniert. Seiner oft aufwändigen Re-Inszenierung und Ausstattung mit Einrichtungs- und Waffentechnik aller Art gilt ihr Interesse und Engagement.

Inszenatorische Mittel I: Waffen und Munition als Besucherstimulus

Einerseits betonen die Museumsbetreiber gerne, dass es ihnen bei der Ausstattung ihrer Anlagen um deren authentische Rekonstruktion geht. Aber was ist in dem Fall überhaupt authentisch außer den Mauern der Anlage selbst? Andererseits werden aber auch Waffen und Munition gerne genutzt, um mit einfachen

Abb. 9 Kampfbereiter Bunker im Modell im Museum Hürtgenwald.

Abb. 10 Kampfbereitschaft im Panzerwerk bei Irrel.

Abb. 11 Beobachtungsposten im Museum Bad Bergzabern.

Abb. 12 Diorama in der Gerstfeldhöhe bei Pirmasens.

Abb. 13 Panzer vor dem Eingang zur Gerstfeldhöhe bei Pirmasens.

Abb. 14 Seemine in der Gerstfeldhöhe.

Abb. 15 Waffensammlung Gerstfeldhöhe.

Abb. 16 Schusswaffensammlung im Museum Hürtgenwald.

Mitteln Publikum zu ziehen und Einnahmen zu erzielen (Abb. 13–16). Da kann es dann auch schon mal passieren, dass sich eine Seemine unkommentiert in eine der Anlagen „verirrt“, ohne dass deren Herkunft näher erläutert wird (Abb. 14), Hauptsache, dem Besucher gefällt es.

Inszenatorische Mittel II: Identifikation statt Distanz

Um etwas zu erarbeiten und zu verstehen, bedarf es sowohl der Nähe zum Gegenstand des Interesses als auch der Distanz. Man muss zurücktreten können von den Dingen, die einen interessieren oder faszinieren, um sie reflektieren zu können. In den meisten Westwall-Museen geschieht das Gegenteil. In ihnen soll sich der Besucher „hineinleben“ in die nachgestellten Szenen. Er soll kritiklos mit der Form der Darstellung verschmelzen und dabei die Perspektive des einfachen Bunkersoldaten einnehmen. Zwei Beispiele mögen verdeutlichen, was ich meine. In einem Führer zum Panzerwerk Katzenkopf bei Irrel heißt es (Hervorhebungen durch Verf.):

„Nach der Räumung, Sicherung und Sanierung (…) ist es heute wieder möglich, sich persönlich einen Eindruck all dieser schlimmen Ereignisse zu verschaffen und sich *in die Situation der Verteidiger zu versetzen*. Im Innern des Katzenkopfes, hinter den dicken Bunkermauern, *fühlt man sich* unwillkürlich an Bord eines mächtigen U-Bootes versetzt.“[20]

Lassen wir mal einen Moment beiseite, dass hier wieder die NS-Lesart vom Westwall als Verteidigungsstellung reproduziert wird und dass sich die Autoren mit ihrer verschleiernden Formulierung von den „schlimmen Ereignissen“ der Diktion des „hilflosen Antifaschismus“ bedienen,[21] dann wird deutlich, dass das Ziel des Museumsbesuches in der Aufhebung der Distanz zum inszenierten Ereignis beziehungsweise Objekt besteht. In der geschichtsrevisionistischen Publizistik, die in den Museen fast ausschließlich zum Kauf angeboten wird, ist die Verschmelzungsrhetorik gang und gäbe; so auch in dem verbreiteten Erlebnisbericht von Kurt Kaeres, der im Hürtgenwald-Museum zum Kauf angeboten wird. Darin heißt es (Hervorhebungen durch Verf.):

„Mit Ausnahme weniger Szenen wurde dieses Buch in der Sprache und Philosophie von Menschen, die durch die letzten Kriegsjahre geprägt wurden, verfasst, insbesondere die 18- und 19-jährigen Soldaten. Demzufolge soll ‚Das verstummte Hurra‘ den Leser

nicht zu einer retrospektiven Betrachtung der Ereignisse veranlassen, sondern ihn *hineinversetzen* in das Handeln und Denken von Menschen, in Ereignisse, in Orte, in *wiederauflebende Vergangenheit*, um ihn *teilhaben* und daraus lernen zu lassen."[22]
Analog zu solchen schriftlichen Äußerungen fallen auch die Inszenierungen in den Museen selber aus. Westwallmuseen sind Präsentationsorte für Modellbauer und Gestalter z. T. aufwändiger Dioramen (Abb. 17–18). Das naturalistisch anmutende Ambiente dieser Inszenierungen lädt den Besucher ein, sich in die Welt der Bunkersoldaten einzufühlen und damit Westwallgeschichte aus ihrer Perspektive zu „erleben". Das allein wäre noch nicht problematisch. Da dies aber zumeist der einzige Zugang ist, der angeboten wird, bleibt der verbrecherische Gesamtkontext, in dem jeder einzelne Bunker gestanden hat, außen vor. Westwallgeschichte gerinnt auf diese Weise zur Aneinanderreihung intensiver Erlebnisse in einer – so der mitlaufende Subtext – an Intensität offensichtlich reichen Zeit. Dieses Deutungsmuster ist vertraut; es zieht sich durch einen Großteil der NS-Propagandaliteratur zum Westwall. Erstaunlich ist bloß, dass es – mit öffentlicher Duldung – in den Museen heute eine weitere unkritische Fortschreibung erfahren kann.

Inszenatorische Mittel III: Dekontextualisierung der Objekte

Bei einer solchen Art der Darstellung und Interpretation von „Westwallgeschichte" werden weitere Informationen zum Störfaktor für den „Einfühlungsprozess". Folgerichtig finden sich auch allenfalls sehr spärliche Angaben zu den ausgestellten Szenen und Objekten (Abb. 19–20). Informationstafeln, sofern überhaupt vorhanden, geben meist nur wenige technische Details wieder. Die Objekte und Szenen werden damit ihres zeitgeschichtlichen Kontextes entkleidet und auf scheinbar neutrale, vorgeblich objektive Schaustücke und Daten reduziert.

Inszenatorische Mittel IV: Heldenverehrung und Traditionspflege

Aber ganz so egal ist es den Betreibern der Westwallmuseen dann eben doch nicht, was mit den Anlagen verbunden wird. Dass der gesamte verbrecherische Kontext, dem die Bunker ihre Entstehung verdanken, in den musealen Darstellungen ausgeblendet wird, ist das eine und wurde schon angesprochen. Die Bun-

Abb. 17 – 18 Abenteuerspielplatz Krieg. Szenen aus dem Museum Hürtgenwald.

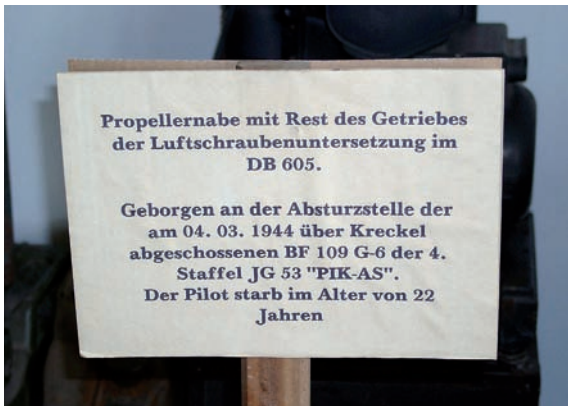

Abb. 19 – 20
Fehlender zeitgeschichtlicher Kontext: charakteristische Beispiele für die Beschilderung aus dem Museum Hürtgenwald.

Abb. 21 Der Bunker als affirmative Gedenk- und Weihestätte für die „39er“ bei Irrel.

Abb. 22 Raum der „39er“ im Bunker bei Irrel.

ker werden darüber hinaus aber auch noch zu einem ganz anderen Zweck genutzt: zu dem einer fragwürdigen Traditionspflege und Heldenverehrung. Dafür drei Beispiele:

Beispiel 1:
Das Panzerwerk Katzenkopf bei Irrel fungiert nicht nur als Museum, sondern gleichzeitig als Gedenk- und Weiheort für das Düsseldorfer 39er Regiment. Im Außenbereich heißt es auf einer Tafel neben einem Eisernen Kreuz (Abb. 21):
„In Irrel und Umgebung lagen 1939 und 1940 die Soldaten des Füs.-Regis. 39 Düsseldorf, von hier aus zogen sie in den Zweiten Weltkrieg. Mehr als 4000 kehrten nicht zurück. Gedenkt ihrer und vergesst sie nicht. Kameradschaft ehem. 39er Düsseldorf“.
Die 39er haben eine lange Tradition. Sie wurden bereits in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) eingesetzt und waren dort an Massakern an der lokalen Bevölkerung beteiligt. Während des Zweiten Weltkriegs zogen sie eine Spur der Vernichtung an fast allen Fronten und zerstörten zahlreiche Städte und Gemeinden. Die dabei getöteten Menschen blieben ungezählt. Von all diesen Dingen erfährt man in Irrel nichts. Stattdessen wird dort der Ritterkreuzträger des Regiments in einem gesonderten Raum gehuldigt (Abb. 22). Eine unkommentierte Karte aus der NS-Zeit zeigt den Weg ihres Feldzuges.
In Düsseldorf gibt es am Reeser Platz ein 1939 eingeweihtes Denkmal der 39er (Abb. 23–24). Die Inschriften weisen auf deren Kampfhandlungen seit dem Krieg von 1866 hin. Nach beiden Seiten marschieren bewaffnete Soldaten in Reih und Glied in die Schlacht. In Düsseldorf hat es um das Denkmal und um die 39er wiederholt heftige Diskussionen und Streit gegeben. Heute informiert eine Tafel neben dem Denkmal über dessen Entstehungskontext. Immerhin. Darauf heißt es unter anderem:
„Dieses Denkmal für das 39er Füsilierregiment wurde im Juli 1939 kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen in Polen eingeweiht. Es zeigt die Verherrlichung des Krieges durch die Nationalsozialisten: Bewaffnete Soldaten steigen aus der Gruft und ziehen in Reih und Glied mit ungebrochenem Kampfwillen in den Krieg. In der Heroisierung der Gefolgschaft wird die mit jedem Krieg verbundene Erfahrung des Leids und des Todes unterschlagen. Mit der Inschrift ‚Für des deutschen Volkes Ehre und Freiheit’ und mit den später eingemeißelten Namen eroberter Städte in Ost und West ist es Ausdruck der aggressiven Kriegspolitik der Nationalsozialisten.“

In Irrel scheint es dagegen keinen der politisch Verantwortlichen zu irritieren, dass hier ein kompletter dreigeschossiger Bunker zur Weihestätte für diese Organisation und ihre fragwürdige Geschichte gemacht worden ist.

Beispiel 2:
In der weitläufigen unterirdischen Anlage der Gerstfeldhöhe befindet sich ein Seitenstollen, der mit einem Gitter verschlossen ist. In dem Stollen lagert Munition jeder Art und Größe, die mit der Geschichte der Anlage und deren authentischer Rekonstruktion wenig zu tun hat (Abb. 25). An dem Stollen gibt es ein kleines Hinweisschild:
„Diese Munitionssammlung stellte die Fam. Budde, Saarbrücken, dem Westwall Museums Verein als Leihgabe zur Verfügung. Sie wurde von Stephan Budde in jahrelanger Arbeit zusammengetragen. Im September 1993 kam er beim Entschärfen einer Granate um‘s Leben.“
Durch diese makabere Inszenierung erfährt der vorgeblich museale Raum eine zusätzliche Sakralisierung. Die Attraktivität der Gesamtanlage wird durch den Totenkult um ein weiteres Spektakel gesteigert.

Beispiel 3:
Auch in Bad Bergzabern nimmt man es mit der Authentizität nicht ganz so genau. In einem der beiden Bunker sind Poster mit aktuellen Kampfpanzern angebracht (Abb. 26): „Artillerie heute“ lautet ein knapper Hinweis. Hans Fuchsgruber, der Betreiber der Anlage, meint dazu:
„Ja, das ist die Artillerie heute. Das ist das modernste Artilleriegeschütz, das jetzt existiert, das die Bundeswehr hat, denn die Artillerieschule, die kommt ja auch immer mal hierher für wehrgeschichtliche Lehrveranstaltungen, und die bringen uns dann immer mal mit, was Artillerie heute ist.“[23]
Im Eingangsbereich des Bunkers sind entsprechende Dankesschreiben verschiedener Artillerieschulen und Kameradschaften angebracht. In einem davon heißt es:
„Zuerst möchte ich mich persönlich und auch im Namen meiner Kameraden bei Ihnen recht herzlich für Ihre Unterstützung bei der Durchführung unserer wehrgeschichtlichen Weiterbildung am Montag, den 4. Oktober 1990 bedanken. Für uns als Artilleristen, welche vorrangig an modernen Systemen ausbilden, war es sehr interessant, Einblicke in den Befestigungsbau am Anfang unseres Jahrhunderts und damit auch in die frühe Entwicklung unserer Waffengattung zu gewinnen, sowie ein Stück deutsch-französischer Geschichte kennenzulernen. Wir hoffen, daß Sie sich Ihr persönliches Engagement und ihren Forscherdrang trotz häufiger ‚Querschläger‘ noch lange erhalten werden und dadurch mithelfen, daß wir Deutschen besser mit unserer Geschichte umgehen zu lernen (sic!). Unsere Unterstützung in Form von Besuchen und wenn möglich mit Material versichere ich Ihnen.“[24]
Ein ehemaliger Wehrmachtsbunker als Ort der Weiterbildung im Rahmen der Bundeswehr? Welche Traditionen werden hier eigentlich gepflegt? Und was hat all das mit einem Museumsbetrieb zu tun?

Abb. 23 Das Denkmal der „39er“ am Reeser Platz in Düsseldorf, rechts die kleine Informationstafel.

Abb. 24 Ausschnitt des „39er“-Denkmals: Marsch gegen Frankreich.

Inszenatorische Mittel V: Umetikettierung der Waffenschau zum Mahnmal

„Einst Werkzeug des Krieges, heute Mahnmal zum Frieden“, so oder ähnlich steht es in Prospekten und auf den Außenmauern der Westwall-Museen zu lesen (Abb. 27), und das Hürtgenwald-Museum nennt sich gleich direkt „Friedensmuseum“. Doch derlei Apostrophierungen sind Irreleitungen. Denn wo nicht über die konkreten Ursachen des Krieges und über zeitgeschichtliche Hintergründe informiert wird, kann auch nicht vermittelt werden, wie Frieden zu stiften ist. Die Frage, was einen nationalsozialistischen Bunker zu einem Mahnmal macht – sofern das überhaupt denkbar ist – wurde offensichtlich von keinem der Bunker-Betreiber bislang für erörternswert gehalten. Von Bunkern und Inszenierungen dieser Art geht keine Mahnung an wen auch immer aus. Hier vergeben vielmehr die verantwortlichen Betreiber Unbedenklichkeitstestate in Sachen zeitgeschichtlicher und musealer Darstellung an sich selber. Es handelt sich dabei um einen ganz offensichtlichen „Etikettenschwindel“ zur Irreleitung der Öffentlichkeit.

Abb. 25 Toten- und Kameradschaftskult im Hohlgangsystem Gerstfeldhöhe bei Pirmasens: die Waffensammlung, die zum Tod eines „Kameraden“ führte.

Abb. 26 Die Bundeswehr im Wehrmachtsbunker in Bad Bergzabern.

Abb. 27 Etikettenschwindel: das Beispiel Irrel.

Fazit

Ausgangspunkt meines Beitrags war die Feststellung, dass die prinzipielle Frage des Erhalts von Westwall-Anlagen nicht von derjenigen nach deren künftiger Nutzung zu entkoppeln ist. Aber was sollen diese Anlagen oder was sollen entsprechende Wanderwege dann im konkreten Fall leisten? Und was nicht?
Was sie nicht leisten sollen, habe ich versucht darzustellen. Westwallbunker taugen nicht:

- als Orte zur Fortschreibung und zum Recycling nationalsozialistischer Mythen;
- als Orte der Stilisierung des Nationalsozialismus zu einer heroischen Zeit;
- als Orte des Heldengedenkens und einer fragwürdigen Traditionspflege;
- als Hüllen für mehr oder minder wahllos zusammengetragene Waffen, Munition und Kampfgerätschaften;

Kurz: sie sollten nicht als *Orte von Verklärung und von Desinformation* dienen.

Festungsarchitektur und militärhistorische Exponate sprechen auch nicht für sich. Sie sind erklärungsbedürftig und bedürfen einer ebenso professionellen wie seriösen zeithistorischen Kontextualisierung und Vermittlung. Die Mehrzahl der so genannten Festungsforscher, die den Westwall als Betätigungsfeld für sich reklamiert, will oder kann beides nicht leisten.
Um zu einem angemessenen – oder wie es im Untertitel der Veranstaltung heißt, zu einem „verantwortungsbewussten“ – Umgang mit dem Westwall zu gelangen, ist weitere Forschungsarbeit dringend notwendig. Da sind die Universitäten und die Lehrstühle

für Zeitgeschichte, Militärgeschichte und Historische Geographie gefordert.
Nur einige angedeutete Fragestellungen zu den vorhandenen Forschungsdesideraten:

- Wie veränderten sich die ländlichen Räume entlang des Westwalls unter den Bedingungen der Durchmilitarisierung der Gesellschaft?
- Was lässt sich noch über den Widerstand gegen den Bau in Erfahrung bringen?
- Was lässt sich über den Einsatz von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen sagen? Wie war das Verhältnis der ortsansässigen Bevölkerung zu ihnen? Was wurde aus ihnen?
- Inwieweit änderten sich regionale und lokale Wirtschafts- und Sozialstrukturen durch den Bau?
- Wer waren die Modernisierungsgewinner und -verlierer in den meist ländlich geprägten Räumen? Welche Personen bzw. Unternehmen begründeten ihre Karrieren beim Bau des Westwalls, und welchen weiteren Verlauf nahmen die nach 1945?
- In welcher Weise wurde die natürliche Landschaft durch den Bau umgestaltet und neu geprägt?

Die Zeit, solche Fragestellungen anzugehen, drängt. Noch leben einige Zeitzeugen, die man befragen kann. Aber auch dazu ist eine Methodik notwendig, die Erfahrung und wissenschaftliche Kenntnis voraussetzt!
Am Ende bleibt dennoch die Frage, inwiefern sich das monolithische Erscheinungsbild der Bunker-Anlagen überhaupt mit einem reflexiven und kontextbezogenen Blick auf die Geschichte des Nationalsozialismus verbinden lässt.
Ist nicht möglicherweise das Moment der Aufhebung kritischer Distanz beim Betrachter untrennbar mit dieser Form von Festungsarchitektur, mit ihrer archaisch erscheinenden Wucht und mit ihrer oft morbiden Anmutung verbunden, ihr also quasi „eingeschrieben“? Haftet ihr damit nicht per se ein Moment der Verweigerung gegenüber didaktischen Ansätzen an, die auf *Er*klärung historischer Zusammenhänge statt auf *Ver*klärung derselben zielen?
Und wenn dem so ist – und für mich spricht einiges dafür –, kann es dann überhaupt „verantwortungsbewusste“ museumsdidaktische Lösungen geben, die innerhalb der Wirkungsmächtigkeit von Bunkermauern zu suchen sind?
Müsste man nicht bei allen Überlegungen dann konsequenterweise zunächst einmal fragen, wie die Faszinationskraft, die offensichtlich für einen erheblichen Teil von Besuchern – vor allem von männlichen Besuchern – von diesen Anlagen ausgeht, eher gebrochen als weiter stimuliert werden kann?
Das mag ungewohnt klingen. Insbesondere deshalb, weil man gemeinhin ja den umgekehrten Weg geht, also versucht, die Faszinationskraft zu nutzen und zu erhöhen, um Publikum zu ziehen und Einnahmen zu erzielen.
Doch täuschen wir uns nicht. Wir haben es bei NS-Bunkern, -Bunkerüberresten, -Bunkerausstattungen eben nicht mit einfach zu musealisierenden Objekten zu tun, sondern mit „Unerfreulichen“ – wie es im Untertitel einer Publikation des Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege einmal geheißen hat.[25]
„Faschismus als Erlebnisangebot“?[26] Das ist eben eine komplizierte Sache. Sie gehört nicht in die Hände von Freizeitforschern und erst recht nicht in die Hände jener, die zur Aufpolierung nationalsozialistischer Mythen angetreten sind – sei es nun aus Unkenntnis der Geschichte, sei es aus Überzeugung.

Anmerkungen

[1] O. Löffler (Bundesministerium der Finanzen), Vom Umgang mit dem Westwall nach dem Zweiten Weltkrieg. In: BUND NRW e.V. (Hrsg.), Dokumentation der Tagung „Grüner Wall im Westen“ vom 10.6.2005 in Düsseldorf (Düsseldorf 2005) 20.

[2] Aufklärungsdienst zur Reichsverteidigung (Hrsg.), Westwall: unbezwingbar. Wehrpolitische Schriftenreihe 2 (Berlin o. J., [1939]) 10 f.

[3] Ch. H. Bauer, Das Lied vom Westwall. Ein Zeitbild vom deutschen Frontarbeiter (Stuttgart 1941) Klappentext.

[4] Dazu vor allem C. Tempel, Kurze Beschreibung der Geschichte des Westwallbaus in den Jahren 1939–1945. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst e.V. (Hrsg.), Wir bauen des Reiches Sicherheit. Mythos und Realität des Westwalls 1938–1945 (Berlin 1992) 9–31.

[5] Vgl. dazu U. Bader/B. Welter, Das SS-Sonderlager/KZ Hinzert. In: W. Benz/B. Distel, Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager 5: Hinzert, Auschwitz, Neuengamme (München 2007) 17–74. – Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, Dokumentation der Fachtagung „Konzentrationslager, Sonderlager, Polizeihaftlager. SS-Sonderlager/KZ Hinzert und andere Orte des Verbrechens in den Lagersystemen der NS-Zeit“ (Mainz 2007). Die 170seitige Dokumentation kann über die Homepage der Landeszentrale bestellt werden: www.politische-bildung-rlp.de

[6] R. T. Kühne, Der Westwall. Unbezwingbare Abwehrzone von Stahl und Beton an Deutschlands Westgrenze (München, Berlin 1939) 5.
Die Lesart vom Bau der Landbefestigungen als Folge eines natürlichen, zeitlosen Schutzbedürfnisses der Menschheit wird bis heute im Militariaschrifttum weiter fortgeschrieben. Vgl.

dazu J. Fuhrmeister, Der Westwall. Geschichte und Gegenwart (Stuttgart 2003).

[7] R. Schneider-Baumbauer (Hrsg.), Land am Westwall. Ein saarpfälzisches Lesebuch (Neustadt a. d. Weinstraße 1940) 72 f. „Land am Westwall" versammelt unter den Schwerpunkten „Bewährung im Krieg", „Die Verteidigung der Kultur" und „Lebendige Vergangenheit – Stolze Gegenwart" 21 Einzelbeiträge, die sich vor allem auf die saarländische und pfälzische Region beziehen. In dem zitierten Beitrag des Staatsministers und Oberstleutnants z. V. Prof. Dr. Paul Schmitthenner findet sich dabei das gesamte Arsenal an Verklärungstopoi, das auch heute noch aus militariafixierten Kreisen bemüht wird, um die Westwall- und NS-Geschichte umzudeuten.

[8] Deutsche Arbeitsfront / Kraft durch Freude / Reichsamt Deutsches Volksbildungswerk (Hrsg.), Unbezwinglicher Westwall. Ein Volksbuch vom Ringen um Deutschlands Westmark (Wiesbaden 1940) 94.

[9] Die Landser-Hefte sind in zahlreichen Auflagen und immer wieder wechselnden Ausgaben erschienen. Der Westwall bildet den Hintergrund z. B. bei G. Kuhs, Westwall 1944. Der Kampf um den Hürtgenwald und die Eifelsperren. Der Landser H. 128, 1960. – Ders., Die letzte Front. Der Landser H. 1005. – P. Paus, Die Schlacht um Aachen. 1944 – Erster Angriff gegen eine deutsche Stadt. Der Landser H. 839. – L. Vrba, Todesacker Hürtgenwald. Der Landser, Großband 647, 1970. – H. J. Priesemeister, Feldzug im Westen. Der Landser H. 1949, Neuaufl. H. 2469. – K. Fischer-Borken, Vernichtungsschlacht im Hürtgenwald. Der Landser H. 2493.
Die Maginot-Linie als „Opfer deutscher Infanteristen und Pioniere" wird behandelt bei: W. Marek, Ein Bollwerk versagt. Der Landser 1959, Neuaufl. 2458, 2005.
Eine knappe Zusammenfassung zu Geschichte und Intention der Landser-Hefte findet sich mit weiteren Literaturangaben in T. Fischer / M. N. Lorenz (Hrsg.), Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung" in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945 (Bielefeld 2007) 115–117.

[10] K. H. Koizar, Inferno am Westwall (Wien 1980) 33 f.

[11] Vgl. K. Theweleit, Männerphantasien. Teil 2. Männerkörper. Zur Psychoanalyse des Weißen Terrors (Frankfurt a. M. 1978) 205–238.

[12] Fuhrmeister (Anm. 6) 10.

[13] W. Flack, Wir bauen am Westwall. Ein Fronterlebnis deutscher Jugend im Frieden (Oldenburg, Berlin 1939) 102; 182.

[14] Ders., Wir marschieren für das Reich. Deutsche Jugend im Kampferlebnis des polnischen Feldzuges (Oldenburg, Berlin 1940). – Ders., Als wir nach Frankreich zogen (Oldenburg, Berlin 1942).

[15] So Kristine Marschall vom Landeskonservatoramt Saarland, Saarbrücken auf der Tagung „Fortis 2005" vom 11.–13.3.2005 an der Universität Trier. Vgl. K. Marschall, Die Erhaltungswürdigkeit des Westwalls aus Sicht der saarländischen Bodendenkmalpflege. In: I. Eberle / A. Reichert (Hrsg.), Der Westwall. Erhaltung, gesellschaftliche Akzeptanz und touristische Nutzung eines schweren Erbes für die Zukunft [Tagungsband zum Symposium FORTIS 2005 vom 11.–13. März an der Universität Trier] = Beitr. Angewandte Festungsforsch. 1 (Norderstedt 2006) 86. Auch Frau Marschall nennt in ihrem Beitrag den Westwall – ganz der Lesart der NS-Propaganda folgend – eine „Verteidigungsanlage" und verkennt damit dessen Charakter als Bestandteil einer offensiv und rassistisch ausgerichteten Eroberungs- und Vernichtungspolitik. Ebd. 86.

[16] Fuhrmeister (Anm. 6) 196.

[17] Ebd. 77.

[18] D. R. Bettinger in: D. R. Bettinger / H.-J. Hansen / D. Lois, Der Westwall von Kleve bis Basel. Auf den Spuren deutscher Geschichte. Ein Tourenplaner (Wölfersheim 2002) 8.

[19] Wortgleich in: Eberle / Reichert (Anm. 15) 33.

[20] Geschichtlicher Arbeitskreis Bitburger Land (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes H. 14, Dokumentation: Westwall in der Eifel (Bitburg 1994) 32.

[21] Wolfgang Fritz Haug hat bereits 1967 diese Diktion treffend als Sprache eines „hilflosen Antifaschismus" beschrieben. Vgl. W. F. Haug, Der hilflose Antifaschismus. Zur Kritik der Vorlesungsreihen über Wissenschaft und NS an deutschen Universitäten (Frankfurt a. M. 1967).

[22] Vorbemerkung in: K. Kaeres, Das verstummte Hurra. Hürtgenwald 1944/45 (Bergisch Gladbach 1985, 2005) 4.

[23] F. Möller, Steine des Anstoßes. Hitlers Westwall – ein Museumsstück? Deutschlandfunk, 3.12.2004, 19.15–20.00 Uhr.

[24] Hauptmann Frank Gawlich, Artillerieschule, IV. Inspektion in einem Schreiben an das Ehepaar Fuchsgruber, Idar-Oberstein, 7.10.99.

[25] Vgl. M. Groß u. a., Der Westwall. Vom Denkmalwert des Unerfreulichen. Führer arch. Denkmäler Rheinland 2 (Köln 1997).

[26] Die Münchener Psychologin und Soziologin Gudrun Brockhaus ist der Frage nach der Anziehungskraft nationalsozialistischer Erlebnisweisen und -angebote an Beispielen aus der Alltagskultur nachgegangen und zeigt auf, warum sie uns bis heute noch sehr vertraut vorkommen. Dem Untertitel ihres Buches habe ich die genannte Formel entlehnt. Vgl. G. Brockhaus, Schauder und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot (München 1997).
Historische und didaktische Mindeststandards, die bei der Musealisierung von Westwall-Anlagen zu berücksichtigen sind, werden in dem abschließenden Beitrag von Karola Fings in dem vorliegenden Band benannt.

Abbildungsnachweis

1–6 Archiv F. Möller
7–27 F. Möller

Hermann-Josef Berk

Faszination in Beton

Eine psychohistorische Skizze

Die Faszination des Westwalls ist nicht mit ein paar Sätzen zu erklären. Hierzu benötigen wir eine psychohistorische Skizze. Machen Sie sich auf eine längere Einleitung und einen kurzen Schluss gefasst.

Am 1. September 1939 marschieren die Deutschen in Polen ein. Meine eigene Lebensgeschichte beginnt also „mitten im Zweiten Weltkrieg". Geboren am 17. Februar 1941 sehen meine „Kriegserinnerungen" etwas merkwürdig aus; es handelt sich zudem noch um einen erheblichen Teilbestand meiner ersten Erinnerungen: Bombenangriffe hielt ich für Feuerwerk – im Juni 1943 war ich zwei Jahre und vier Monate alt. Die nächtlichen Fluchten in den Bunker mit einem kleinen vorab gepackten Rucksack auf dem Rücken waren wie unangekündigte Ausflüge. Die Matratzenlager für die Kinder waren abenteuerliche Konvente. Groß meine Enttäuschung, als ich feststellen musste, dass der an einem zerschossenen Panzer seitlich angeklemmte Spaten verbogen und unbrauchbar war. Das tote Pferd in einer Ecke interessierte mich nicht.

Als ich vier Jahre und drei Monate alt war, trat die deutsche Gesamtkapitulation in Kraft. Die Außenschrägen der Bunker wurden zu unseren Rutschbahnen, die Trümmergrundstücke waren unsere Spielplätze. Der „Wiederaufbau" war die Zerstörung unserer Spielplätze – dies reicht dann auch schon bis in die ersten Jahre des Gymnasiums. Da ich Rübenkraut nicht mochte, ernährte ich mich vorwiegend von Maisbrot, luchste aber meiner Großmutter etwas von ihrer Butterration ab. Ich habe noch eine statische Bilderinnerung an Lebensmittelmarken. Keinerlei Erinnerungen an Hunger. Das erste bewegliche Fahrzeug in meiner Erinnerung war ein amerikanischer Panzer.

Als mein Vater aus der „Kriegsgefangenschaft" zurückkam – vorher war demzufolge ja wohl Krieg – erkannte ich ihn sofort aufgrund der mir bekannten Fotos wieder; er dagegen musste mich erst kennen lernen. Von ihm zu mir blieb immer ein bisschen Entfremdung.

Die Geschichten über die Kriegsgefangenschaften – über die Kriegserlebnisse selbst wurde nichts erzählt – hatten alle etwas Humoriges an sich. Ich kenne aus ihnen das Rezept, wie man aus Fischgräten, die zuvor auf dem Bullerofen getrocknet worden waren, eine Suppe macht.

Dies ist die Geschichte eines „kindlichen Kriegsgewinnlers". Die Geschehnisse zwischen 1941 und 1945 waren von mir vollkommen und für lange Zeit – als „nicht störend" empfunden und als „selbstverständlich" – in meine Lebensaufklärung eingebaut worden. Ich begriff wirklich sehr lange nicht, was eigentlich unter den Schrecken des „Dritten Reiches" zu verstehen sein sollte. Bis in die Erwachsenheit hinein hörte ich dies wie „Außendaten", die mit meiner Biographie scheinbar nichts zu tun hatten. Erst in meiner Analyse – und wohl erst viel später – wurde mir bewusster, dass ein „gewisser Bestand an Zerstörung" wie selbstverständlich von früh auf in mein Erleben eingebaut war, mit der Folge, dass ein „Empfinden für Zerstörung" erst ab einem gewissen Level einsetzte. Dies hatte dann für meine Lebensentwicklung große Nachteile und große Vorteile.

Meine Auseinandersetzung mit dem „Dritten Reich" war zunächst sehr abstrakt, wurde erst über etliche plötzliche Rucke konkreter. Beispielsweise der verheerende Satz: „1933 übernahm Hitler die Macht" (am 30. Januar 1933 wird Hitler Reichskanzler). War Hitler ein Karnickel, das 1933 plötzlich aus dem Zylinder schoss? So wurde es jedenfalls auch in den Schulen vermittelt – wenn überhaupt – und hielt sich in dieser Form lange in meiner Wahrnehmung. Die Vorstellung wurde vermittelt, dass Hitler ohne Vorgeschichte und Übergang in einer Ein-Mann-Aktion das „Dritte Reich" in Gang gesetzt hatte. Dann führte er einige Blitzkriege und hatte am Ende doch irgendwie Pech.

Ein weiterer verheerender Satz: „Hitler hat sechs Millionen Juden umgebracht." Der Holocaust wurde behandelt, als gehe es um ein bezugs- und ge-

schichtsloses, vollkommen isoliertes Ereignis, das auf irgendeine Weise wohl schlimm war. Eine Erklärung, wieso das schlimm war, blieb aus – dafür war im Unterrichtsplan kein Platz. Auch die sechs Millionen Juden hatte Hitler also alleine umgebracht. Diese früh angelegte Vorstellung hielt sich in mir noch lange. Sehr viel später wurde mir erst klar, dass man mit der isolierenden Behandlung des Holocaust-Themas verdeckte, dass der Zweite Weltkrieg rund 55 Millionen Tote produziert hatte und nicht bezifferbare Zerstörungen von Zivilisationen und Kulturen.

Hitler immer im Alleingang ab 1933? Nein – man muss ins Jahr 1920 zurückgehen, um im 25-Punkte-Programm der zur NSDAP umbenannten DAP den Grundsatz nationalsozialistischen Denkens bereits vorzufinden. Und um die Herkunft dieses Programms zu verstehen, muss man mindestens bis 1870 zurückgehen, in das Deutsche Reich und seine Denkblasen. Aber auch das würde nicht genügen, um die grundlegenden Denkfiguren aufzuspüren, die den tragenden und steuernden Affekt des „Dritten Reiches“ ausmachten: *„Du bist nichts – Dein Volk ist alles!“* Um zu verstehen, warum das funktionierte, muss man zurückgehen bis zu den auf das Christentum überkommenen altägyptischen Denkfiguren von „Eid-Fluch und Wohl“ sowie auf das seit Meister Eckhardt sprießende urdeutsche und nur in Deutschland in dieser Form gezüchtete Bildungsideal. Meister Eckhardt: „Einheit mit Gott“ und später unsere Klassiker, Hegel und Kaiser Wilhelm II.: „Weltherrschaft durch Bildung“.[1] Dieser in keinem anderen Land der Welt existierende „Bildungsbegriff“ sitzt so tief und fest, dass daran bisher alle Bemühungen zur Veränderung scheitern. Deutschland ist das Land der „Machtgeschützten Innerlichkeit“. Auf diesen Bestand konnten die Akteure des „Dritten Reiches“ zurückgreifen. Sie trieben ihn in Höhen, die sich heute wie Persiflagen lesen, damals aber die Seelen im Volke ergriffen und ihnen für zwölf Jahre Flügel verliehen. Dazu einige Zitate:

„Sinn und Ziel jedes Krieges ist uns ein Deutschland, so festgefügt, so stark geschirmt, daß niemand in die Versuchung gerät, uns vernichten zu wollen.“[2]

„Singend, jauchzend sprang und springt die deutsche Kraft dem dunklen Abgrund entgegen, in Hunderttausenden von Fällen. Der Tod, der jetzt unsere Nation stürmisch an seinen Busen zieht, schafft unverglühbare, unvergleichbare Werte des Lebens.“[3]

Das ist der Geist, aus dem heraus in einem Begleittext zum Leni Riefenstahl-Film über Hitler („Triumph des Willens“) bereits im September 1934 geschrieben werden konnte:

„Mit welcher herzlichen Güte tritt der Führer zu den in ihren alten Trachten nach Nürnberg gekommenen Bäuerinnen, ergreift die nur scheu und zaghaft gereckten Hände, lacht, lächelt und spricht mit den Frauen. (…) Und immer wieder spüren wir es mit einer beinahe mythisch zu nennenden Gewalt: Wie sehr gehört dieses Volk zu seinem Führer, wie sehr gehört dieser Führer zu ihm!“[4]

Meine Behauptung aus psychologischer und psychohistorischer Sicht ist nun, dass die Geschichte des „Dritten Reiches“ ohne die Geschichte des aus der Vorgeschichte bereitliegenden tragenden und steuernden Affektes überhaupt nicht zu verstehen ist.

Es gibt zahlreiche Begründungen, warum das „Dritte Reich“ so erfolgreich in Gang kommen konnte: politische, wirtschaftliche, verwaltungstechnische, verschwörungstheoretische etc. Ihnen allen zusammen fehlt aber eine Erklärung, warum sie im Einzelnen und zusammen tatsächlich so mächtig wirksam oder – nach Luhmann – zu einem „autopoetischen System“ mit diesen Konsequenzen werden konnten. Das ist deshalb so, weil all diese Erklärungen den Affekt, die Faszination nicht erfassen.

Die so genannte Machtergreifung bestand aus vorausgeplanten politisch-bürokratischen Schachzügen:

- Hitler lehnt einen Ministerposten ab (man hatte gehofft, ihn damit ködern zu können),
- Hitler wird Reichskanzler,
- Auflösung des Reichstages,
- Inszenierung des Reichstagsbrandes und Verhaftung von 130 Oppositionellen,
- die SA richtet erste Konzentrationslager für politische Gefangene ein,
- das Ermächtigungsgesetz, das es ermöglichte, die Landesregierungen und Länderparlamente aufzuheben und der Reichsregierung zu unterstellen,
- zügige Gleichschaltungen.

Die so genannte Machtergreifung war die Gleichschaltung.

Das war das erste Jahr; durchgeführt von reichsweit 16.000 Beamten und organisatorischen Helfern. Auch diese kamen irgendwie aus dem Zylinder und schafften mal eben das oben skizzierte Programm. Unüber-

sehbar ist, dass es bereits bei der „Gleichschaltung“ mit Druck und Terror zuging, der Nationalsozialismus hatte aber bereits in der Breite den Ton getroffen, der alle zusammenlaufen ließ. Dass nur 16.000 Verwaltungsleute diese „Gleichschaltung“ reichsweit organisatorisch schafften, ist eher ein Indiz als ein Wunder. Als Vergleich: Allein in den Ministerien und Verwaltungen der Bundesregierung in Berlin und Bonn sind heute circa 20.000 Beamte tätig.
Bereits Anfang April 1934 verkündet Hitler der amerikanischen Presse die Aufrüstung des Deutschen Reiches. Damit war Versailles in Luft aufgelöst; im NS-Programm war „Versailles“ aber nur ein Nebenprodukt.
An einer Oberfläche sieht dies zwar aus wie eine Vollzugsautomatik, die aber nicht erklären kann, worin denn die *psychische Prämie* liegen soll, bei diesen von Anfang an kriminellen Aktionen mitzumachen, schimmern doch bereits deutliche Signale von flächendeckendem Terror auf, die aus heutiger Sicht eher einen Generalstreik nahegelegt hätten. Wo kam das *treibende Blut* her?
Nimmt man nur einige affekttragende Begriffe aus den drei oben angeführten Zitaten, eröffnet sich ein erster Blick auf das Thema unseres Interesses:

- fest gefügt und stark geschirmt,
- massive Drohung nach außen,
- singend und jauchzend springt die deutsche Kraft dem Abgrund entgegen,
- der Tod zieht stürmisch an den Busen,
- der Tod schafft unverglühbare, unvergleichliche Werte des Lebens,

dazu:

- herzliche Güte,
- alte Trachten,
- Bäuerinnen,
- scheu und zaghaft gereckte Hände,
- mythisch zu nennende Gewalt,
- verschmelzende Zugehörigkeit.

Was ist das für ein Wesen, das da beschrieben wird? *Es handelt sich um ein Wesen, das traditionsgestützt absolut auf sich und nach innen hin bezogen ist und im Falle der Bedrohung absolut ohne jede Rücksicht auf Lebenserhaltung destruktiv handelt – unausgesetzt legitimiert durch eine „mythische Kraft“.* Diese beschworene „mythische Kraft“ war der Antrieb für den totalen Verbund der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Forderungen. Beschrieben wird in diesem Wesen eine aggressiv-destruktive Manie, die zugleich zur allgemeinen „Rechts-“ und Handlungsgrundlage in Deutschland wurde. Tod und Zerstörung kamen für die Täter in dieser Gleichung nicht vor, weil sie als Verkehrung präsentiert wurden: Tod schafft Werte des Lebens!
Diese Linie zieht sich eben nicht erst ab 1933 durch die Seelen, sondern bereits lange vorher. Das „Dritte Reich“ hatte hierin aber einen hervorragenden Rohstoff, dessen es sich nach Herzenslust bedienen und in die Höhen treiben konnte: *Jeder Deutsche Teil eines rasenden Gottes – ihn betreibend und von ihm gehalten!*
Eines war allerdings neu: Das „Dritte Reich“ bediente sich umfassend *aller* Wissenschaften als „nationalsozialistisch angewandte Wissenschaften“ und zog die gesamte Bevölkerung mit ein; Wilhelm II. hatte den Schwerpunkt noch auf die Entwicklung der Ingenieurswissenschaften begrenzt. Es schuf damit eine neue Art des Verbrechens. Dieses Verbrechen hatte *keinerlei Blick mehr für das Opfer.* Das Opfer wurde zu einer einfachen fortführenden Begründung für Aktionen und ging dann spurenlos auf in den Denkgleichungen des Nationalsozialismus. Der Nazi selbst war in der Ideologie eigentlich kein lebendiger Mensch, er war der perfekte Funktionsträger und Vollstrecker der Idee einer klassenlosen Gesellschaft, die allerdings mit einzelnen Menschen nichts zu tun hatte.
Nach 1945 gab es den Satz deutscher Offiziere: „Wir sind sauber – d. h. unberührt – geblieben!“ Nazi-Juristen rieten von dem Vorhaben ab, die Konzentrationslager zu zerstören, weil damit den Alliierten gegenüber eine Schuld eingestanden würde.
Dieses „neue Verbrechen“ war auch in den Nürnberger Prozessen die große juristische Komplikation. Es hatte schon immer Völkermord gegeben, es gab aber kein Vorbild von „Mord nach Wissenschafts-, Verwaltungs- und Industrieregeln“ ohne jeden Blick auf die Opfer. Lipold Szondi prägte während des Eichmann-Prozesses 1961 den Begriff des „Schreibtisch-Täters“.[5]
Für dieses neue Verbrechen mussten neue Wahrnehmungs- und Gewichtungskategorien entwickelt werden, die heute in Den Haag am Internationalen Gerichtshof der Vereinten Nationen zur Grundlage geworden sind.
Der tragende Affekt wurde nicht von Hitler allein induziert und konnte auch nicht alleine von ihm gehal-

ten werden. Im „Dritten Reich“ nahm ein alter Geist mit neuen Kräften und Ressourcen ausgestattet extreme Fahrt auf.
Es muss deutlich werden: Hitler war nicht das „Dritte Reich“, *er war mit Leib und Seele der absolute, gekürte Star des „Dritten Reiches“.* Er war ein Pharao mit seinen Vasallen und seinem Volk. Im Vorläufer der NSDAP – der DAP – war er das bereits mit 20 Jahren. Ein Star hat ein extrem entwickeltes Gespür dafür, wie das Publikum will, dass er sich bewegt. Das ist sein Erfolgsrezept. Der *Star* Hitler spielte das selbst verfasste Drehbuch des „Dritten Reiches“ perfekt. Und dann bot er auch noch jedem Zuschauer eine Rolle in diesem Drehbuch an. Jeder konnte denken: *Ich bin dabei!* Er musste dann aber auch danach handeln: Teilhabe an der aggressiv-destruktiven Manie aber auch aktive Förderung dieser Manie. In der Struktur entspricht dies exakt dem altägyptischen Schwur der Vasallen für den Pharao.
Die Bestandteile des Skriptes „Mein Kampf“ lagen alle bereits zuvor herum:

- Die Demokratiefeindlichkeit,
- Parlamentarismus als Behinderung,
- die Idee der Volksgemeinschaft,
- der europäische Antisemitismus,
- der Außenfeind,
- die Idee des „Volkes ohne Raum“, das aus Autarkiegründen Eroberungskriege zur Erweiterung benötigt,
- der nationale Sozialismus etc.

Aber keiner der anderen zeitgenössischen Diktatoren, ob Mussolini, Stalin, Franco oder Salazar in Portugal, war auf die Idee gekommen, sich so vollständig mit dem Drehbuch zu identifizieren, jeder Teilidee eine Vision zu verleihen und jedem eine persönliche Rolle darin, „Gedanken und Gefühle zwingend“, anzubieten. Es war zwar die Rede von einem „Germanischen Führerstaat“, in dem auch kräftig getümelt wurde, es war aber klar, dass laut Drehbuch alle im Volk Teilhaber und Agenten einer neuen Geschichte wurden, die ungehinderte, manische, gigantische Größe ohne auch nur den Schatten eines Schadens und eines Schuldgefühles versprach. *Die NS-Riege coachte das Volk – das Volk coachte die NS-Riege.* Das Ergebnis war ein ständig hoher Level an Adrenalin – jedenfalls so lange alles so zu kommen schien, wie die Führung versprach. Danach mussten die Durchhalteparolen her.

Der Sanitäter einer Panzereinheit berichtete, dass ihm bei einem Angriff auf seinen Panzer der halbe Fuß weggeschossen wurde, er mit den anderen aus dem Panzer sprang und nach vorne lief, ohne die Verletzung zu bemerken: „Er habe sich noch nie so lebend gespürt wie bei diesem Angriff.“[6] Das war die Prämie: sich so lebend zu verspüren, wie noch nie zuvor!
Nach 1945 war von dieser Prämie nichts mehr zu hören – wenn man aber die Geschichten der Überlebenden abtastet, wird man in den Kaschierungen, Verkehrungen und Überarbeitungen fündig: Der tragende Affekt war ein aggressiv-destruktiv, hemmungslos forderndes, manisches Lebensgefühl, wie es zuvor *in diesem Ausmaß* unvorstellbar war – ohne jede Rücksicht auf Lebenserhaltung.
In den letzten Tagen des „Dritten Reiches“ äußerte Hitler seiner Sekretärin Traudl Junge gegenüber: „Der Nationalsozialismus ist tot. Vielleicht wird in hundert Jahren einmal eine ähnliche Idee entstehen, mit der Kraft einer Religion, die über die ganze Welt geht.“[7] Das glaubte nicht nur Hitler im April 1945, das glaubten mit ihm noch Hunderttausende bis zum 1. Mai.
Wenn Sie meine Geschichte des kindlichen Kriegsgewinnlers vom Beginn meiner Ausführungen nehmen, dann sehen Sie, dass sie von Ausblendungen, Verleugnungen, Verkehrungen und Unkenntnissen nur so strotzt. Hierauf konnten sich auch die Zeitgenossen des „Dritten Reiches“ bereits im Mai 1945 berufen: „Das haben wir doch alles nicht gewusst!“
Das ist auch richtig so – die Soldaten hatten keine Einblicke in die Generalstabspläne, jeder hatte sein Kriegserleben aus seinem Schützenloch heraus. Weitere Kenntnisse brauchten sie auch nicht. Mit ausschnittartigen Kenntnissen ausgestattet, konnten sie sich aber für gut zehn Jahre als „das Ganze“ fühlen, alle als Mittelpunkte eines gigantischen tragenden Affektes zwischen „Heimatfront“ und „Osterweiterung“. „Kameraden!“ – alle in einer Kammer vereint – beflügelt und wie besoffen durch die „Blitzkriege“.
Gelegentlich wird auch heute noch die Phantasie durchgespielt: Was wäre, wenn Hitler gewonnen hätte? Es gibt sogar einen Film zum Thema. Aber da ist er wieder: *Hitler allein*, so als könne man das Phänomen Hollywood durch einen einzigen Superstar erklären.
Im „Dritten Reich“ musste dem rücksichtslos beanspruchenden manischen Affekt folgend alles gigantisch groß sein. Um heute noch einen Eindruck davon zu bekommen, müssen Sie nach Prora (Rügen) fahren, um den von einem Kölner Architekten entwor-

fenen und fertig gestellten Teil der geplanten „Kraft durch Freude-Ferienanlage“ zu sehen, den „Koloss von Prora“, 4,5 km lang, mit 11.463 Zimmern. Die Nummerierungen der Gebäudeabschnitte haben in ihrer typischen NS-Schrift die DDR und die Bundeswehr überdauert. Die weiteren geplanten „Proras“ konnten nach 1939 nicht mehr gebaut werden, weil man anderweitig bei Kriegsbeginn jede Menge Geld für die Rüstung brauchte und den Beton für den Westwall. Aber bereits dieser Teilabschnitt erhielt auf der Pariser Weltausstellung von 1937 einen Grand Prix. Auch das Konzentrationslager Sachsenhausen erhielt einen internationalen Architekturpreis für „neuzeitlichen Gefängnisbau“. Der viereinhalb Kilometer lange „Koloss von Prora“ schleuste im Zehn-Tages-Rhythmus 20.000 Erholerinnen und Erholer durch. Diese Errungenschaft der Nazizeit war der Beginn des deutschen Ferien-Tourismus. Wir sind da heute noch Weltmeister, so wie viele der aus der Gleichschaltung entstandenen Vereinigungen heute noch groß und mächtig sind.

Sichtet man die Literatur zum „Westwall“, entsteht der Eindruck, dass es sich um die größte in Beton gegossene Zeitungsente der Welt handelt. Die Planungen liefen ab 1936 – gebaut wurde zwischen 1938 und 1940 von Kleve bis Weil am Rhein 630 km lang mit 18.000 Bunkern, Höckerlinien (= Drachenzähne), Stollen, Gräben und Panzersperren – mitten durch die im Vertrag von Versailles demilitarisierten Gebiete beiderseits des Rheins hindurch. Der Name „Westwall“ wurde wahrscheinlich von den Arbeitern etabliert. Namen wie „Schutzwall“, „Todt-Linie“, „Limes-Programm“, „Führer-Linie“, „Hitler-Linie“ griffen nicht im Volk.

20 % der Jahresproduktion an Zement (= 8 Mio. Tonnen) und 5 % der Jahresstahlproduktion (= 1,2 Mio. Tonnen) wurden verbaut. Die Kosten beliefen sich auf 3,5 Milliarden Reichsmark, die Hälfte der Staatsfinanzen. Das hieß: Deutschland war bankrott. Das war aber unerheblich, man würde es sich ja in den eroberten Gebieten durch Plünderung und erzwungene Tributzahlungen wiederholen.

Die öffentliche und private Bauwirtschaft kam völlig zum Erliegen; das Material für den dringend benötigten Wohnungsbau verschwand im Westwall. Zeitweise waren bis zu eine halbe Million Menschen mit dem Bau des Westwalls beschäftigt. Anfangs für die Arbeiter ein tolles Geschäft, später nach Einführung der Dienstverpflichtung drohten im Rücken SS-Sonderlager und Polizeihaftlager für unkooperative Arbeiter.

Von Anfang an hinkte der militärische Wert der ganzen Anlage den Entwicklungen hinterher: Die Bunker konnten Bomben nicht standhalten; die Industrie war nicht in der Lage, Waffen in der benötigten Menge und Qualität zu liefern; die eigentlich benötigten großkalibrigen Waffen ließen sich in den Bunkern überhaupt nicht einbauen, sodass sie unterbewaffnet waren; bei Regen stieg das Grundwasser an und überflutete viele Bunker.

Nach „Sitzkrieg“ und Frankreichfeldzug wurde alles Verwertbare aus den Bunkern ausgebaut und anderweitig verwendet, die Anlage verrottete. Sie bekam noch einmal eine kurz aufflackernde, militärisch sinnlose Bedeutung mit vielen Toten beim Vormarsch der Alliierten.

Strategisch somit praktisch ohne Wert, war doch der propagandistisch-psychologische Wert enorm. D. h., der Westwall ist ein Medium ohne Vorbeispiel. Er war eine Betonvernichtungsmaschine ohne militärischen, aber mit einem tatsächlich auch funktionierenden psychologischen Sinn. Der Mythos vom Westwall wurde kreiert, der nach innen und außen hin eine tragende psychologische Funktion übernahm. Der Westwall sei:

- ein unbezwingbares Bauwerk,
- nach außen hin eine Bedrohung, aber gleichzeitig eine Beruhigung.

Am 12. September 1938 verkündete „der Führer“: „Ich befahl den sofortigen Ausbau unserer Befestigungsanlagen im Westen. Ich darf Ihnen die Versicherung geben, dass seit dem 28. Mai dort das gigantischste Befestigungswerk aller Zeiten im Ausbau begriffen ist.“ Man glaubte in Frankreich und auch ansonsten allen Ernstes: Ein Land, das sich so einen Schutz-Wall baut, greift nicht an. Im Westwalllied von Richard Kunze heißt es:

„Wir haben Beton in die Erde gesenkt
Und der Westmark ein ehernes Antlitz geschenkt.
Wir formten neu an der Grenze den Gau,
Wir deutschen Männer vom Westwallbau!
(…)
Wir haben mit Liebe zum Führer geschaut
Und wir haben für Deutschland die Festung gebaut.
Wir woll’n sie schützen, wir Männer in Grau.
Wir siegen, sterben im Westwallbau.“[8]

In der Liste der zehn „Pflichten des deutschen Frontarbeiters“ heißt es u. a.:

> „8. Nirgends kommt die Verbundenheit zwischen dem Waffenträger und dem Soldaten der Arbeit so zum Ausdruck wie am Westwall.
> Mit gleichem Schritt und für das gleiche Ziel marschieren die Männer der Arbeit und die Soldaten der Wehrmacht Großdeutschlands (…)
>
> 10. Der Wahlspruch (…) lautet:
> Der Führer hat immer recht!
> Berlin, den 30. Januar 1940
>
> Dr. R. Ley“[9]

Wir wissen heute: alles Quatsch. Aber damals funktionierte es tief- und durchgreifend. Mit voller Absicht wird an den Limes erinnert und auch an Siegfried und die Erfindung der Nibelungentreue. Es gibt ein Foto Churchills auf einem der Drachenzähne. Angeblich hielt auch er den Westwall für die größte Ingenieurleistung des Jahrhunderts, und auch auf die Alliierten hat die „Siegfried-Line“ wie eine psychische magische Grenze gewirkt.
Die Rolle der Psychologie im „Dritten Reich“ ist wenig aufgeklärt. Psychologie als Wissenschaft war noch sehr jung und personell nicht stark besetzt, sodass der Beginn des „Dritten Reiches“ bereits zu einem Kahlschlag durch Denunziation, Auswanderung und durch Inhaftierung führte. Was übrig blieb, wurde eingesetzt in der Arbeits- und Wehrdiagnostik, oder z. B. in der „Behandlung“ traumatisiert reagierender Frontsoldaten und Piloten, um sie noch einmal für Einsätze fit zu machen. „Mein Kampf“ war Lehrbuch für Psychologen. Psychologie als Wissenschaft gab es zwischen 1933 und 1950 in Deutschland nicht, aber die Grundlagen der „angewandten Psychologie“ wurden geformt. Die Gleichschaltung geschah unter aktiver „opportunistisch vorauseilender Selbsthilfe“[10] der Psychologen; sie waren nicht anders als andere Berufsgruppen.
Samuel Harden Church, der Präsident des US-amerikanischen Carnegie-Instituts, setzte auf die Auslieferung Adolf Hitlers an den Völkerbund eine Kopfprämie von 1 Million US-Dollar aus. Anklage: Verbrechen gegen den Frieden und die Würde der Welt.
Ende 1937 gab es nach einer großen Eintrittswelle etwa 4,5 Millionen NSDAP-Mitglieder. 1945 waren es 10 Millionen. Es war wie ein großer Mahlstrom.
Jetzt stellen Sie sich bitte vor: Dem einfachen „Volksgenossen“ ist glaubhaft versichert worden: Du bist das Volk – Du bist der Herrenmensch – Du bist Gott. Gepuscht durch die scheinbare wirtschaftliche Blüte, internationale Verträge außer Kraft gesetzt, der Versailler Vertrag ignoriert, den Blick weit über Deutschland auf zu erobernde Länder gerichtet, vorneweg immer die Worte „Groß“ und „Gigantisch“. Das gab aggressiv-manisches Adrenalin bis zum Platzen.
Die Worte mussten natürlich auch sinnfällig bebildert werden durch „große“ und „gigantische“ Bauwerke: Autobahn – Prora – Germania – Westwall. Diese Projekte sollten gigantisch werden oder waren in den fertig gestellten Teilen gigantisch. An diesen konnte der Volksgenosse ablesen, wie groß die Projekte selbst laut Propaganda waren. Sie waren so groß, dass sie als Ganzes gar nicht gesehen werden konnten:

- „Die Autobahn“ hat noch nie einer gesehen – sie ist einfach zu groß.
- „Die Reichs- bzw. Bundes-Bahn“ hat noch nie einer gesehen – sie ist einfach zu groß.
- „Den Westwall“ hat noch nie einer gesehen – 630 km flachgelegte Betonhöcker mit eingebauten 18.000 Knubbeln hat noch nie einer gesehen. Fotos vom Westwall zeigen etwas, das ins Bild hineinkommt und aus dem Bild verschwindet. Die Fotografie kann es nicht fassen.

D. h., die gebauten Bebilderungen passten in ihrer scheinbar grenzenlosen Ausdehnung hervorragend zur grenzenlos fordernden Manie: Ich bin der Westwall – ich bin die Autobahn – ich bin die nationalsozialistische Transzendenz – ich bin Gott. Wer falsch guckt, ist tot. Und so wurde die Propaganda-Mär vom „gigantischen Befestigungswerk“ zur tief empfundenen Realität. Und dieses Bild bannte auch die internationale Gemeinschaft.
Nach dem Schock von 1945 wurde Millionen klar, dass sie das alles doch gar nicht gesehen hatten, folglich auch nicht dabei gewesen sein konnten. Sie hatten doch nur am soundsovielten Millionsten Schreibtisch gesessen und Formulare ausgefüllt. Das ist der Schock, der eine tiefe Absturzdepression überlagert. Wie mit dem Fallbeil waren alle Wahnbilder gigantischer Größe amputiert: Der Star war tot, die Elite und Tausende Enttäuschte hatten sich umgebracht oder saßen im Gefängnis oder waren außer Landes geflüchtet.
Das Volk begann, die NS-Zeit in sich zu verkapseln, von sich abzuspalten und unkenntlich zu machen. Oder man begann sich zaghaft zu erkundigen, was denn wohl unter „Demokratie“ zu verstehen sein sollte. Andere waren da pragmatischer. Man konnte

doch das Wort Demokratie benutzen, alles andere aber wie bisher machen. Es reichte doch, wenn die Organisation demokratisch aussah, man musste ja nicht an die Demokratie selbst glauben. Hinter dieser Stellage konnte man sich auch öffentlich von Hitler distanzieren.

Die Depression nach 1945 war unvergleichlich viel größer als nach 1918. Die Begriffe „Führer, Volk und Vaterland" waren nun tabu. Ersatzbegriffe stellten sich ein wie „Wachstum – Made in Germany – und D-Mark". Mit dem in den 50er Jahren durch die USA entdeckten „Fräuleinwunder" kam ein erster zaghafter Anschluss an die Völkergemeinschaft zustande – Auslöserin war die zweite Miss Germany 1950, die Berlinerin Susanne Erichsen; und 1954 gab es das „Wunder von Bern" – wir waren wieder wer. Es gab dann eine dichte Abfolge von Wundern – Wirtschaftswunder, Autowunder, Kinowunder –, aber das Volk hatte immer noch keine tragfähige Ahnung, was Demokratie eigentlich sein sollte!? Bis Franz-Josef Strauß am 26. Oktober 1962 für die „Spiegel-Affäre" sorgte. Psychohistorisch war das der Durchbruch für eine erste Idee, was in einer Demokratie *nicht* sein sollte.

Die Faszination des Westwalls heute ist ein fernes Echo dessen, was er in der nationalsozialistischen Manie einmal auslöste. Hätte ich damals meine Schippe bekommen, hätte ich das Gefühl gehabt, den ganzen Panzer zu besitzen. Als Erwachsener geht das noch ein Stück weiter – den Panzer zu besitzen heißt, geheimer Teilhaber eines gigantischen Todeskultes zu sein.

Wenn Sie an den letzten Wellen des Meeres am Strand mit Taucherbrille ausgerüstet etwa 50 cm in die Tiefe sehen, erleben Sie den faszinierenden Schrecken einer völlig anderen Welt. Die fremde Optik, die kleinen Fische, die wehenden Pflanzen geben Ihnen die Ahnung einer Ahnung davon, dass hinter Ihnen zwei Drittel unseres Globus noch mit unfassbaren Schrecken nie geahnter Dimension existieren.

Die schrecklichen Schauer des „Gottseins ohne Schuld" können auch noch von den Resten an Bunkern und Höckern ausgelöst werden – diesmal in sicherer Entfernung von Tod und Dreck und in Erwartung einer deftigen Mahlzeit.

Was sollen wir heute mit einer 630 km langen Medien-Ente in Beton anfangen? Mit dem Beton an sich kann man nichts anfangen. Ohne den fernen Schauer verliert der Westwall rapide an Erinnerungswert. Man sollte also diesen und jenen Umgang gnädig sehen. Die Grenze wäre da, wo geglaubt würde, man könne einen gigantischen Wahn tatsächlich wiederbeleben.

Der Westwall ist ein prominentes Beispiel für einen gesellschaftspsychologischen Sachverhalt: Wie es möglich ist, dass Abermillionen von Leuten nicht merken, dass sie in einem Spiegelkabinett herumjubeln, das ihnen für über ein Jahrzehnt jeden Maßstab und jeden Blick für Menschlichkeit genommen hat, das sie in ihrer Maßstabs- und Blicklosigkeit frenetisch sein lässt, das sie eine neue Form des Verbrechens erfinden lässt.

Jeder fühlt sich heute gefeit vor nationalsozialistischem Gedankengut. Die einzelnen Sätze könnte man auch heute im Ernst nicht mehr bringen. Wenn man heute Filmaufnahmen von diesem Schnäuzertypen mit offen vorgetragener Mordgesinnung sieht, ist es unfassbar, wovon damals die Faszination ausging. Der Satz „Der Chef hat immer recht!" hängt heute zur allgemeinen Belustigung an Bürowänden; darauf fällt keiner mehr herein, wenn das Unternehmen nicht gerade vor einer feindlichen Übernahme steht. Bröselnder Beton und alte Sprüche nicht, aber die „unüberschaubaren gigantischen Strukturen und Versprechungen" funktionieren wie seit alters her. Sie tragen heute Namen wie z. B. „Informationsgesellschaft" oder „Globalisierung". Diese Begriffe sind heute für viele Zwecke taugliche Propagandabegriffe, und sie brauchen andere sinnfällige Bauten. Diesen Begriffen ist nicht ohne weiteres anzusehen, dass die ihnen zugrunde liegenden „Heilsideen" faschistisch sind.

Den Schlusssatz verdanke ich einem befreundeten Verleger. Eines hat „der Führer" nicht gemerkt. Die Baustile des Westwalls fügen sich nicht dem nationalsozialistischen Baustil, sie sind Abkömmlinge der verteufelten „expressionistischen Architektur" (Einsteinturm in Potsdam; Chilehaus in Hamburg). Todt müsste das eigentlich irgendwie irritierend deutlich gewesen sein.

Anmerkungen

[1] Zur Geschichte des deutschen Bildungsbegriffs vgl.: M. Naumann, Bildung – eine deutsche Utopie. In: DIE ZEIT, 4.12.2003. – Meister Eckhardt, Einheit mit Gott (Düsseldorf 2007). – L. Sturlese, „Homo divinus“ (Stuttgart 2007).

[2] Theobald von Bethmann Hollweg, Rede vor dem Reichstag am 5. April 1916. In: Kursbuch Weltgeschichte. Der synchronoptische Überblick (Gütersloh, München 1997) 384.

[3] Vossische Zeitung, November 1915. In: Kursbuch Weltgeschichte (Anm. 2) 385.

[4] Zeitschrift „Der Führer“, September 1934. In: Kursbuch Weltgeschichte (Anm. 2) 415.

[5] L. Szondi, Kain – Gestalten des Bösen (Bern, Stuttgart 1969).

[6] Persönl. Mitt. an den Referenten.

[7] G. Knopp, Die letzte Schlacht. Hitlers Ende (Hamburg 2005) 189.

[8] In: D. Seck, Saarländische Kriegsjahre II – Unternehmen Westwall (Saarbrücken 1980) 39.

[9] Ebd. 42.

[10] Zur Geschichte der Psychologie im „Dritten Reich“ vgl.: U. Geuter, Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus (Frankfurt a. M. 1986). – W. Köhler, Gespräche in Deutschland. In: Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin 28.4.1933). Durch Wolfgang Köhler erfolgte der einzige öffentliche Protest eines Hochschullehrers für Psychologie im „Dritten Reich“. Er wurde am 22.8.1935 auf eigenen Antrag entpflichtet und emigrierte.

Literatur

J. Assmann, Herrschaft und Heil. Politische Theologie in Altägypten, Israel und Europa (Frankfurt a. M. 2002).

L. Baer, Vom Stahlhelm zum Gefechtshelm. Eine Entwicklungsgeschichte 1915–1993. I u. II (Neu Anspach 1994).

H.-J. Berk, Unveröffentlichtes Manuskript v. Sept. 1992 zu: Kazuko Watanabe, Die adê-Vereidigung anlässlich der Thronfolgeregelung Asarhaddons (Berlin 1987).

Ders., 50 Jahre Berufsverband Deutscher Psychologen e.V. In: W.-D. Stelzner (Hrsg.), ‚Kontinuität und Abwehr'. Psychoanalyse, Psychologie, und Psychiatrie nach 1945. Schriftenreihe: Psychologie, Gesundheit, Gesellschaft und Politik – Landesgruppe NRW im BDP, H. 4 (Düsseldorf 1996) 59 ff.

Ders., Zum Erwachen der Psychoanalyse. Der zweite Weg der Aufklärung (Remagen 2007).

Th. L. Friedmann, Die Welt ist flach. Eine kurze Geschichte des 21. Jahrhunderts (Frankfurt a. M. 2006).

U. Geuter, Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus (Frankfurt a. M. 1986).

J. Gros / M. Glaab, Faktenlexikon Deutschland. Geschichte, Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur (München 1999).

G. Knopp, Die letzte Schlacht. Hitlers Ende (Hamburg 2005).

Kursbuch Weltgeschichte. Der synchronoptische Überblick (Gütersloh, München 1997).

D. Seck, Saarländische Kriegsjahre II – Unternehmen Westwall (Saarbrücken 1980).

J. Sethmann, Unbekanntes Erbe. Der Wohnungsbau der Nazi-Zeit. In: Mietermagazin. Magazin des Berliner Mietervereins e.V. 11.2006 (Berlin).

R. Smelser / R. Zitelmann (Hrsg.), Die braune Elite. 22 biographische Skizzen (Darmstadt 1989).

J. Weizenbaum, Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft (Frankfurt a. M. 1978).

II. Bestandsaufnahme

Der Westwall aus zeithistorischer, historisch-geographischer und denkmalpflegerischer Perspektive

Doppelseite
Vorstellung Vogelsang,
gesprengter Bunker
der Batterieführung.
Foto: W. Wegener

Christoph Rass

Die Bedeutung des Westwalls für die nationalsozialistische Politik und Kriegsführung

In den Jahren zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg erreichte in Europa die militärische Sicherung von Staatsgrenzen eine neue Dimension. An die Stelle der bis ins 19. Jahrhundert dominierenden Festungsbauten an strategisch wichtigen Punkten traten nach dem Stellungskrieg des Ersten Weltkriegs durchgängig ausgebaute Befestigungsanlagen entlang von Grenzen, auf deren anderer Seite man einen potenziellen Gegner wähnte. In der Vergangenheit hatte die militärische Infrastruktur von Grenzräumen neben ihrer Sicherungsfunktion immer auch als Basis für mögliche eigene Angriffe gedient. Nun zeigte sich die Mehrzahl der Staaten, die in der Zwischenkriegszeit gewaltige Summen in den Aufbau neuer Festungswerke investiert hatten, von defensiven Vorstellungen geradezu besessen. Tief gestaffelte und bis auf die Fähigkeit, die Grenzgebiete des Nachbarlandes durch Artilleriebeschuss zu bedrohen, gänzlich auf Verteidigung ausgerichtete moderne Wehranlagen sollten die totale Abschreckung erzielen. Die Wiederholung des totalen Krieges von 1914 bis 1918 *musste* so undenkbar werden.

In Westeuropa ersetzte Frankreich ab 1925 seine alten Festungen an der deutsch-französischen Grenze

Abb. 1 Grenzbefestigungen in der Zwischenkriegszeit.

durch die Maginot-Linie, die als innovatives Befestigungskonzept und mit Abstand umfangreichstes militärisches Bauprojekt der Zwischenkriegszeit nicht nur Milliarden Francs verschlang, sondern zu einem international nachgeahmten Vorbild und Maßstab wurde. Das neutrale Belgien verstärkte unter dem Eindruck des deutschen Überfalls von 1914 seine in den 1890er Jahren errichteten Grenzbefestigungen um Lüttich. Diese waren ursprünglich Teil eines belgischen Festungssystems gewesen, mit denen das Land im Falle eines europäischen Krieges seine Neutralität wahren wollte. Nun richtete man den umfangreichen Ausbau der Festungsanlagen von Lüttich klar auf die Abwehr neuer Angriffe aus dem Osten aus. Mit ähnlichen Intentionen verstärkten die Niederlande ihre Befestigungsanlagen. In den 1930er Jahren ergriff die *Festungskonjunktur*, getrieben vom Selbstbehauptungsanspruch der in Mitteleuropa nach 1918 neu entstandenen Staaten, periodisch wiederkehrenden politischen Spannungen und der Eigendynamik des Prozesses, den vor allem die französischen und belgischen Bauvorhaben anfeuerten, weitere Staaten. Polen, die Tschechoslowakei und die Schweiz – um nur einige zu nennen – legten eigene Programme für den Auf- oder Ausbau ihrer Grenzbefestigungen auf (Abb. 1). Vielfach trat in den 1930er Jahren neben politische und strategische Erwägungen ein weiteres Motiv für die Ausweitung solcher Bauvorhaben. Im Kontext der Weltwirtschaftskrise boten sich Befestigungsanlangen als arbeitsintensive öffentliche Aufträge mit hoher Priorität als Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen an.

Deutschland gesellte sich erst vergleichsweise spät zur Riege der sich einmauernden europäischen Staaten. Dies lag nicht am Fehlen politischer und militärischer Planungen: Das Bedürfnis zur Sicherung des neuen Grenzverlaufs und die Abrüstung der Armee, die nun mit einer Stärke von 100.000 Soldaten und eingeschränkter Bewaffnung eine Defensivstrategie unter gänzlich anderen Bedingungen entwickeln musste, erforderten neue Ideen und Konzepte. Indes setzten die Bestimmungen des Friedensvertrages von Versailles und die prekäre ökonomische Entwicklung der Zwischenkriegszeit der Handlungsfreiheit der deutschen Militärs und Politiker enge Grenzen. Eine erste Lockerung brachte das Ende der direkten alliierten Aufsicht über militärische Aktivitäten in Deutschland 1927. Gepaart mit der Verfügbarkeit billiger Arbeitskräfte in den kommenden Krisenjahren, ermöglichten die so gewonnenen Handlungsspielräume den Ausbau von Grenzbefestigungen in noch eher bescheidenem Umfang an der deutschen Ostgrenze. Vergleichbares war unter den wachsamen Augen Frankreichs im Westen nicht möglich. Und so blieben auch nach dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft die Pläne für einen militärischen Neuanfang an der Westgrenze zunächst noch in der Schublade.

Drei Faktoren gewannen dann für die weitere Entwicklung im nationalsozialistischen Deutschland prägende Kraft. Erstens entzog sich Deutschland unter Hitler Schritt für Schritt seiner Einbindung in supranationale Kontrollinstanzen. Auf den Austritt aus dem Völkerbund im Jahr 1933 folgte der Bruch der Bestimmungen des Versailler Vertrages durch die Aufstellung der Wehrmacht 1935 und die Besetzung der entmilitarisierten Gebiete im Jahr darauf. Zweitens begann eine Hinhaltetaktik gegenüber den Westmächten in den Zukunftsvorstellungen Hitlers eine zunehmend wichtige Rolle für die Vorbereitung der deutschen Expansionspläne in Osteuropa zu spielen. Drittens eröffnete die Finanzierung von Arbeitsbeschaffung, Aufrüstung und Kriegsvorbereitung – ohne Rücksichtnahme auf die rapide steigende Staatsverschuldung – die finanziellen Spielräume für kostspielige militärische Projekte wie den Westwall.

Noch darauf bedacht, deutliche Provokation zu vermeiden, setzte sich in einem ersten Schritt ab 1935 die Idee durch, an der Westgrenze wie zuvor im Osten *„befestigte Zonen“* einzurichten, die als Defensivstellungen einen französischen Angriff auffangen sollten, ohne gegen die Rüstungsauflagen zu verstoßen. Denn die geplanten Anlagen galten nicht als feste Verteidigungsanlagen und fielen daher nicht unter die Rüstungskontrolle. Im Jahr 1937 hatten solche Skrupel bereits ausgedient, und man erstellte die ersten Bunkeranlagen an der deutsch-französischen Grenze. Ab 1938 lief dann der Aufbau des „Westwalls“ an. Bezeichnenderweise allerdings nicht mehr als Teil einer aktiven Arbeitsmarktpolitik zur Überwindung der Massenarbeitslosigkeit, sondern bereits im Zeichen von Rüstungskonjunktur und Arbeitskräftemangel.

Die Bauprogramme des Westwalls selbst folgten unter Nutzung innovativer Standardisierungs- und Serienbaukonzepte militärischen Gesichtspunkten und den Spielräumen der Machbarkeit, die enge Zeitpläne sowie begrenzte monetäre und materielle Ressourcen einengten. Den Anfang machte zunächst eine dünne Sicherungslinie, die dann in mehreren Etappen verdichtet wurde. Den Abschluss bildeten die Einrichtung der so genannten Luftverteidigungszone und letzte Ausbauarbeiten in den ersten Kriegsmonaten. Während der Westwall entlang der gesamten deut-

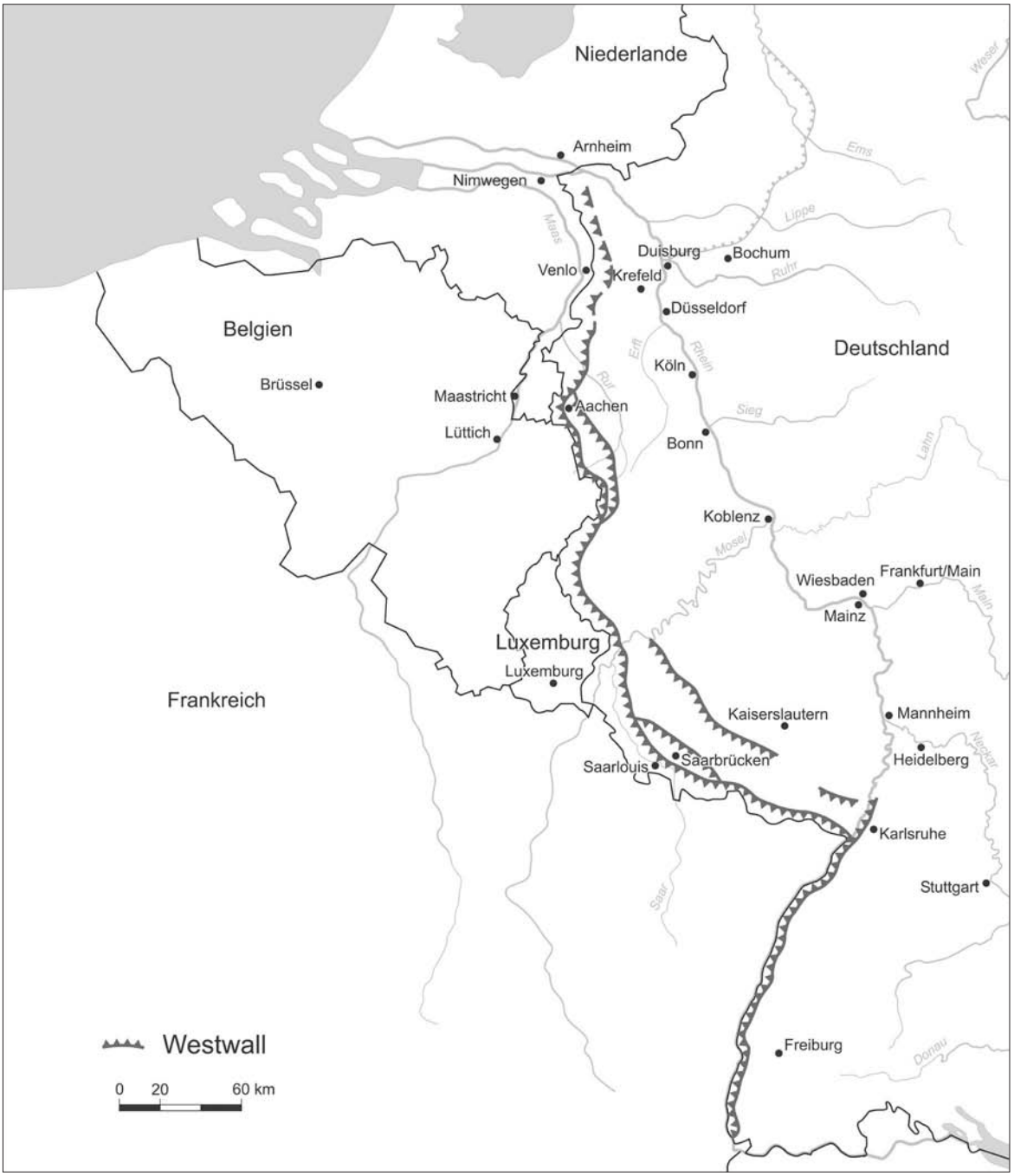

Abb. 2
Der Westwall 1939/40.

schen Grenze in fünf Phasen entstand und bei weitem noch nicht einsatzbereit war, erfüllte er bereits seinen politischen Zweck. Als Hitler 1938 zum ersten Mal durch seine außenpolitischen Pläne einen Krieg riskierte, indem er die Existenz der Tschechoslowakei in Frage stellte, gelang es zumindest in Frankreich, die Vorstellung von der Existenz eines zu diesem Zeitpunkt kaum realisierten Festungswerkes an der deutschen Westgrenze zu verankern.

Natürlich lässt sich nicht allein dieser Schachzug Deutschlands als entscheidender Faktor für die Lösung der Krise durch das Münchner Abkommen aus dem September 1938 werten, in dem man die Tschechoslowakei zur Abtretung ihrer westlichen Grenzgebiete zwang. Die mangelnde Vorbereitung der Gegner Deutschlands auf eine militärische Auseinandersetzung und die gänzlich defensive militärische Orientierung Frankreichs müssen mit Sicherheit höher ver-

anschlagt werden. In dem bis zum deutschen Angriff auf Polen verbleibenden Jahr gewann der Westwall in diesem Kontext jedoch zunehmend an Bedeutung. In Frankreich sah man ihn als ein Indiz für eine deutsche Defensivstrategie im Westen, denn warum sollte Deutschland sich anders verhalten als alle anderen europäischen Mächte, die ihre Grenzen mit Abwehrstellungen sicherten. Gleichzeitig diente der Westwall auch als Vorwand für ein Zurückschrecken vor einem aktiven Vorgehen gegen die deutsche Politik. In Deutschland wertete die Propaganda mit eben dieser Stoßrichtung die militärisch gesicherte Westgrenze als Schutzwall gegen Frankreich auf und überhöhte zugleich den tatsächlich bescheidenen militärischen Wert des Westwalls.

Nicht zu unterschätzen sind auch die innenpolitischen Sekundäreffekte des Westwallbaus. Während die Propaganda das Unternehmen als Sinnbild sowohl des wiedererstarkten Reiches als auch seiner Friedfertigkeit verkaufte, sorgten die umfangreichen Baumaßnahmen – ähnlich wie auch andere Monumentalprojekte der Nationalsozialisten – in den strukturschwachen Grenzgebieten nicht selten für eine lokale Hochkonjunktur. Arbeitsplätze und Absatzmärkte entstanden.

Mit dem Angriff des „Dritten Reiches“ auf Polen begann am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg; die britisch-französischen Garantien für das überfallene Land ließen einen Angriff auf die Westgrenze Deutschlands erwarten. Dieser blieb jedoch aus. Und so lag die Bedeutung des Westwalls in gewisser Hinsicht auch 1939/40 auf der politischen Ebene (Abb. 2). Es sei denn, man wertet die erfolgreiche *Abschreckung* der Alliierten von einer Offensive durch die Illusion einer der Maginot-Linie ebenbürtigen deutschen Festungslinie auch als militärischen Erfolg.

Während die sich gegenüberstehenden Armeen im Westen die Offensive der Gegenseite erwarteten, fielen nach Polen auch Dänemark und Norwegen Deutschland zum Opfer. Als die Wehrmacht dann am 10. Mai 1940 die Initiative auf dem westlichen Kriegsschauplatz ergriff und zum Sichelschnitt durch die Niederlande und Belgien ansetzte, entwickelten sich die Dinge für die Alliierten anders als erwartet. Sowohl die gewaltigen belgischen Festungsanlagen als auch die für unüberwindlich gehaltene Maginot-Linie erwiesen sich als militärisch weitgehend nutzlos. Sie hatten den deutschen Angriff keinen Tag länger abgeschreckt, als die Wehrmacht zum Aufmarsch benötigte, und hielten den Gegner weniger lange auf als die Schützengräben des Ersten Weltkriegs.

Der Westwall indes hatte sich ironischerweise vergleichsweise effektiv gezeigt: Mit weitaus weniger Aufwand errichtet, hatte er seinen Abschreckungszweck erfüllt, den deutschen Aufmarsch gedeckt und war 1940 schließlich zu einem militärischen Relikt tief im Binnenland des deutschen Machtbereichs geworden. Dort lag nun ein breites Band nutzloser Befestigungen, dessen westliche Hälfte aus den belgischen und französischen Festungen und dessen östlicher Teil aus den Stellungen des Westwalls bestand. Im Kriegsverlauf ließ die Instandhaltung nach: Ausrüstung und Bewaffnung wurden größtenteils ausgebaut und der neuen Festungsgrenze zugeführt, dem Atlantikwall. Viele Anlagen fielen improvisierter militärischer Nutzung oder sogar zivilen Zwecken zu. Bunker in der Nähe bewohnter Gebiete bezog man in den zivilen Luftschutz ein.

Erst mit der Landung der alliierten Streitkräfte in der Normandie am 6. Juni 1944 begann sich abzuzeichnen, dass dem Westwall ein zweiter Auftritt bevorstand. Am D-Day zeigte sich, wie schon 1940, der begrenzte Wert moderner Festungsbauten zur durchgängigen Sicherung einer Frontlinie. Obwohl einige Festungen des Atlantikwalls, den Deutschland seit 1942 entlang der Küste errichtet hatte, noch Monate nach der Invasion in deutscher Hand verblieben, durchbrachen die Alliierten die deutsche Küstenbefestigung am ersten Tag der Landung. Nun begann ein Blitzkrieg, allerdings in einer den Ereignissen von 1940 entgegengesetzten Richtung. Anfang August entschied sich bei Falaise die Invasionsschlacht, am 25. August war Paris befreit, und kaum zwei Wochen später erreichten amerikanische Verbände die deutsche Grenze und damit den Westwall. Überraschend hielt die deutsche Grenzbefestigung die Alliierten, nun freilich aus ganz anderen Gründen, fast ebenso lange auf wie zu Kriegsbeginn.

Ein Bündel sehr unterschiedlicher Faktoren griff in dieser Situation ineinander. Zunächst muss festgehalten werden, dass auch 1944 der Westwall an sich militärisch einen sehr begrenzten Wert besaß. Seine Anlagen waren im Herbst 1944 größtenteils in einem bedenklichen Zustand. Nur wenige Monate zuvor hatte man noch nicht geglaubt, allzu bald wieder auf deutschem Boden kämpfen zu müssen. Nach dem Desaster in Frankreich wurde klar, dass die Alliierten nicht mehr aufzuhalten waren. Hitlers hastige Anweisung zum Ausbau der so genannten Weststellung vom August 1944 – damit war nichts anderes gemeint als die Vorbereitung des Westwalls für die Verteidigung der Reichsgrenze – konnte daran wenig ändern. We-

der war entsprechendes Material vorhanden, noch passten die Waffen dieser Kriegsphase in die 1938 für gänzlich andere Typen entworfenen Vorrichtungen der Bunker. Auch der Einsatz Tausender Zwangsarbeiter und dienstverpflichteter Zivilisten zum Stellungsbau konnte diesen Zustand nicht mehr in letzter Sekunde beheben. Ebenso wenig standen ausreichend Truppen für die Bemannung der Anlagen bereit. Sie konnten lediglich mit Territorialeinheiten und Verbänden des Ersatzheeres belegt werden, bis das aus Frankreich und Belgien zurückflutende Feldheer als Verstärkung eintraf.

Aber auch als sich von Westen her die deutschen Truppen auf dem Rückzug – verfolgt von den Alliierten – auf den Westwall zu bewegten, überlagerte ein Bild vom Westwall seine Realität. Für das geschlagene Westheer stellte *dieser* Westwall schon aus der Distanz nicht nur eine praktische, sondern auch eine psychologische Auffangstellung dar. Man erwartete eine ausgebaute Stellung, moderne, ja sogar „Wunderwaffen", frisches Personal und neue formierte Divisionen als Verstärkung. Solche Vorstellungen entstanden aus einer Vermischung der intensiven Propaganda mit dem verzweifelten Wunschdenken vieler Soldaten. Als die Grenze im August 1944 in Reichweite der ersten Kampfverbände kam, sandten viele Divisionen Offiziere als Kundschafter aus, die feststellen sollten, wie weit die Vorbereitungen gediehen waren. Sie kehrten mit niederschmetternden Informationen zu ihren Stäben zurück. Am Westwall fanden sich weder die angekündigten Waffen noch die Verstärkungen.

Dennoch sollte der Westwall dem deutschen Heer tatsächlich Halt bieten, bedingt jedoch durch eine Reihe ganz anderer Faktoren. Am Westwall, an der deutschen Grenze, trafen die zerschlagenen Verbände des Feldheeres auf die weitgehend intakten Strukturen des Ersatzheeres, der zivilen Verwaltung und des politischen Apparates. Die Frontlinie verkürzte sich mit dem Rückzug zusehends, gleichzeitig wurden die Nachschublinien ebenfalls kürzer und sicherer. Hatte in Frankreich Chaos geherrscht, konnte sich die Wehrmacht nun auf die Infrastruktur des Reiches stützen. Zugleich nahmen damit die Kontroll- und Disziplinierungsmöglichkeiten der Führung gegenüber den teils aufgelösten Verbänden dramatisch zu. Schließlich ist der mit der Vorstellung verbundene psychologische Einfluss auf die Soldaten der Wehrmacht, nun an der Grenze Deutschlands oder in Deutschland selbst zu kämpfen, nicht zu unterschätzen. Er konnte sich allerdings ebenso motivierend wie desillusionierend auswirken.

Auf alliierter Seite türmte sich der Westwall mit zunehmender Nähe ebenfalls zu irrealer Größe auf. Zwar hatten die schnellen Erfolge in Frankreich Truppen und Befehlshaber siegesgewiss werden lassen. Zugleich regten sich jedoch Zweifel darüber, was geschehen würde, wenn man nicht mehr einen Okkupanten von befreitem Gebiet vertrieb, sondern im Land der Aggressoren selbst gegen das Militär und möglicherweise auch gegen die Bevölkerung kämpfen musste. Hinzu kamen strategische Probleme. Erstens die lange verzögerte Entscheidung über die Umsetzung des Angriffs auf das Reich. Hier standen sich die Verfechter eines schnellen konzentrierten Durchbruchs und die Vertreter eines langsamen Vorrückens auf breiter Front gegenüber. Zweitens hatten sich mit dem Vormarsch der Alliierten deren Nachschublinien im gleichen Maß verlängert, wie sich die deutschen verkürzt hatten, und auch die alliierten Verbände hatten – ebenso wie die Wehrmacht – unter den Schlachten der vergangenen Monate gelitten.

Das Zusammenwirken dieser Rahmenbedingungen minderte die alliierte Stoßkraft, sodass sich ihr Vormarsch im Vorfeld des Westwalls zusehends verlangsamte. Am 16. September 1944 reagierte Eisenhower auf diese Situation und hielt den Vormarsch der Alliierten vorerst an. Mit dem Halt der Wehrmacht am Westwall und ihrem Übergang zur Verteidigung der Reichsgrenze einerseits, dem Halt der Alliierten, die sich reorganisieren und die noch ausstehenden Entscheidungen für die unvermeidliche letzte Etappe des Kampfes gegen Deutschland treffen mussten andererseits, hatten die Gegner ihre Ausgangspositionen für das letzte militärische Kapitel der Geschichte des Westwalls eingenommen. Als amerikanische Verbände am 12. September 1944 den Stadtrand von Aachen erreichten, stießen sie auf die dort östlich der Stadt verlaufende erste Stellungslinie des Westwalls. Die sich in den folgenden Tagen entwickelnden Gefechte entlang dieser Linie, in der zunächst die deutschen Sicherungsverbände und dann zunehmend die Frontverbände eingriffen, bildeten den Auftakt zur ersten großen Grenzschlacht, die bis zum Durchbruch der Alliierten durch den Westwall im Februar 1945 für fast ein halbes Jahr die Kämpfe an der deutschen Reichsgrenze und damit um den Westwall prägen sollten. Fast sechs Wochen, bis zum 21. Oktober 1944, tobte die Schlacht um die Stadt. Aachen, das zwischen der ersten und zweiten Verteidigungslinie des in dieser Region doppelt ausgebauten Westwalls lag, schlossen die amerikanischen Truppen am Ende vollkommen ein. Als die Stadt fiel, hielt die Wehrmacht je-

doch nach wie vor die zweite Linie des Westwalls bei Würselen.

Schon während der Anfangsphase der Kämpfe um Aachen hatten die Alliierten an ganz anderer Stelle angesetzt, den Westwall einfach zu umgehen. Ermöglichen sollte dies das Unternehmen „Market Garden“, das aus der Kombination einer Bodenoffensive mit einer Luftlandeoperation auf niederländischem Territorium am Niederrhein bestand. Der Angriff sollte den Weg für einen Vorstoß um das nördliche Ende des Westwalls herum freimachen. Die Kämpfe begannen mit dem Absprung alliierter Luftlandeeinheiten am 17. September bei Arnheim. Sie endeten mit dem endgültigen Scheitern des Angriffs an starker deutscher Gegenwehr zehn Tage später.

Noch bevor der Kommandant von Aachen kapituliert hatte und kaum zehn Tage nach dem Desaster in Holland, nahm südlich von Aachen die dritte Grenz-

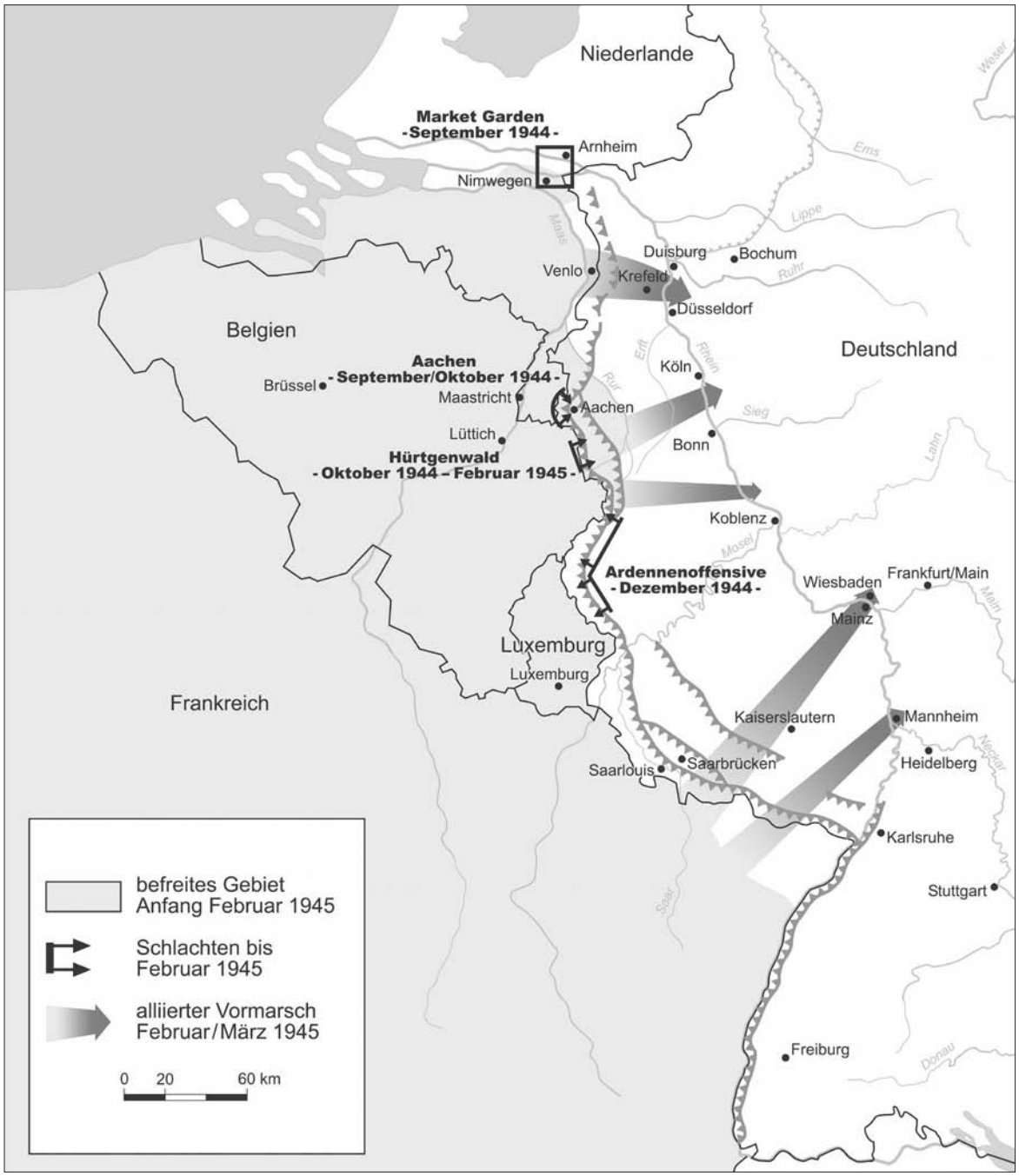

Abb. 3 Schlachten am Westwall 1944/45.

schlacht ihren Anfang. Sie begann mit dem Vormarsch einer Division der US-Armee in den Hürtgenwald am 6. Oktober 1944. Sie hatte den Befehl erhalten, an dieser Stelle durch den Westwall zu brechen und zum Rhein vorzustoßen. Tatsächlich entflammten in dem unzugänglichen Waldgebiet erbitterte Kämpfe, die nur während der Ardennenoffensive kurz abflauten. Erst fünf Monate später, im Februar 1945, endete die Schlacht mit dem Rückzug der deutschen Verteidiger aus dem Waldgebiet. Auch im Hürtgenwald spielten die Anlagen des Westwalls, in denen sich die Wehrmacht verschanzt hatte, als Rückgrat der deutschen Abwehr eine wichtige Rolle. Die Schlacht entwickelte sich zu einer der verlustreichsten Operationen der amerikanischen Armee in Westeuropa. Die von den Deutschen bei ihrem Rückzug ausgelösten Überflutungen im Rurtal, die ein neues Hindernis hinter dem gerade überwundenen Westwall schufen, blockierten zudem den Weg zum Rhein über Wochen und verhinderten ein schnelles Ausnutzen des Durchbruchs.

Aus den Stellungen des Westwalls heraus brach am 16. Dezember 1944 die letzte deutsche Großoffensive des Zweiten Weltkrieges hervor. Die so genannte Ardennenoffensive wurde zur vierten Schlacht an der deutschen Westgrenze. Der deutsche Plan sah vor, die Alliierten nicht nur aufzuhalten, sondern sogar zurückzuwerfen. Zwar brach der deutsche Vorstoß schon nach wenigen Tagen zusammen, die alliierte Gegenoffensive erreichte den Westwall jedoch erst wieder Anfang Februar 1945.

Zwischen September 1944 und Februar 1945 hatte der Westwall damit in vier Grenzschlachten eine Rolle gespielt. In jeder von ihnen gelang es der Wehrmacht, massive alliierte Angriffe, gestützt auf diese Befestigungslinie, abzuwehren und unter gewaltigen Anstrengungen eine eigene Offensive vorzutragen. Bis zu diesem Zeitpunkt war der Westwall noch an keiner Stelle auf breiter Front durchbrochen.

Beide Gegner hatten in diesen Kämpfen eine große Zahl von Verwundeten und Toten zu beklagen. Auf der deutschen Seite der Front hatte die Kriegführung auf Reichsgebiet zugleich eine letzte Phase der Radikalisierung eingeleitet. Die Wehrmacht selbst begann nun, die Disziplin auch an der Westfront mit immer drastischeren Mitteln durchzusetzen. Dabei spielte ihr das im Heimatkriegsgebiet sehr viel dichtere Netz institutioneller Kontrollen in die Hände. Gleichzeitig boten sich vielen Soldaten, die nun auf deutschem Boden und bisweilen nahe ihrer Wohnorte kämpften, Anreize und Gelegenheiten, Krieg und Wehrmacht zu entkommen. Es muss jedoch auch festgestellt werden, dass jenseits aller Hoffnungslosigkeit das Gefühl, nun tatsächlich in der Heimat um die Heimat zu kämpfen, auch motivierend auf einen Teil der Soldaten gewirkt haben muss. Denn letztlich setzte der militärische Zusammenbruch an der Westfront erst ein, nachdem die Alliierten die letzte große Barriere, die zwischen ihnen und dem Inneren des Reiches lag, überwunden hatten: den Rhein. Aber auch die Zivilbevölkerung sah sich in neuer Weise vom Krieg betroffen. Auf die Erfahrung des Bombenkrieges folgte nun der Einsatz im Stellungsbau unter den Bedingungen radikalisierter Herrschaft. Oft schlossen sich die Einberufung zum Volkssturm oder die Evakuierungen an, wenn der Wohnort schließlich zum Gefechtsfeld wurde. Wem es aber gelang, sich dem Abtransport zu entziehen, der musste die Endkämpfe und schließlich das Vorüberziehen der Front überstehen.

Nachdem die Kämpfe zwischen September 1944 und Januar 1945 keine Entscheidung am Westwall gebracht hatten, begann Anfang Februar 1945 fast an der gesamten Westfront eine gewaltige alliierte Offensive (Abb. 3). Ihre Schwerpunkte lagen am Niederrhein bei Wesel, zwischen Bonn und Koblenz und in Lothringen mit Stoßrichtung auf Mannheim. Mit diesen drei Stoßkeilen durchbrachen britische, kanadische und amerikanische Truppen schließlich endgültig die linksrheinischen Verteidigungsstellungen der Wehrmacht. Sie erreichten den Rhein und erzwangen den Übergang, am 7. März fiel ihnen bei Remagen eine intakte Brücke in die Hände, am 24. überquerten Briten und Kanadier den Rhein bei Wesel. Wenige Wochen später standen die Alliierten bereits weit östlich von Frankfurt und hatten im Ruhrgebiet mit der 9. Armee einen der größten noch operationsfähigen deutschen Truppenverbände im Westen eingeschlossen.

Was nun im Westen folgte, war die mit ungleich weniger intensiven Kämpfen verbundene Besetzung Deutschlands, die sich ebenso schnell vollzog wie die Kaskaden des Zusammenbruchs administrativer, politischer und militärischer Strukturen des „Dritten Reiches“. In diesem Licht scheint die militärische Bedeutung des Westwalls bei Kriegsende weitaus größer als in der Anfangsphase des Zweiten Weltkrieges. Tatsächlich erwies er sich 1944, freilich nicht etwa wegen seiner genuin militärischen Stärke, sondern durch das Zusammentreffen einer Vielzahl von Faktoren, als diejenige Grenzbefestigung aus der Vorkriegszeit, an der am längsten und intensivsten gekämpft und gestorben wurde.

Überspitzt formuliert hielt die am wenigsten stark ausgebaute Befestigungslinie in Westeuropa am längsten!

Warum? Ein gewisser Respekt vor dem Westwall, Produkt der deutschen Propaganda aus der Kriegs- und Vorkriegszeit, mag dazu beigetragen haben, dass die Alliierten an dieser Linie in ihrem Vormarsch innehielten, um sich vor dem Angriff neu zu formieren. Dies verschaffte der Wehrmacht eine Atempause, in der sie sich am Westwall zur Verteidigung stellte und tatsächlich für eine Weile erfolgreich Widerstand leisten konnte. Der Westwall fungierte dabei als eine Korsettstange der Front, an der sich das Feldheer, gestützt auf die innerdeutsche Infrastruktur und gewissermaßen ohne weitere Rückzugsmöglichkeit, anlehnte. Diese war nicht nur durch die Sperrung der Rheinübergänge in Richtung Osten für die Kampfeinheiten der Wehrmacht verlegt, sondern auch durch den in der Propaganda erzeugten Druck. Dieses Rückgrat bestand also ebenso aus einer in der Realität notdürftig hergerichteten Befestigungslinie wie aus ihrer propagandistischen Überhöhung zum Symbol für Hoffnung, Widerstand und eine Chance, die Niederlage doch noch abzuwenden. Hinter dieser Illusion verbargen sich auch Machtinstrumente des „Dritten Reiches“, entschlossen, jeden, der sich nicht freiwillig dazu bereit fand, zur Übernahme seiner Rolle im Untergang zu zwingen.

In den ersten vier Schlachten am Westwall hatte die Wehrmacht die Vorteile des Verteidigers auf ihrer Seite. Die Alliierten mussten erfahren, dass der Angriff auf eine befestigte Stellung, selbst wenn diese nur noch ein Schatten ihrer selbst war und von einem bereits stark geschwächten Feind verteidigt wurde, beim Misslingen eines Durchbruchs oder einer Flankenoperation ein schwieriges, langwieriges und tödliches Geschäft war. Erst im fünften Anlauf überwanden die Alliierten im Februar 1945 diese letzte Verteidigungslinie des nationalsozialistischen Deutschlands im Westen. Letztlich unterstreicht dann allerdings der schnelle Zusammenbruch des Widerstands nach dem Durchbruch am Westwall seine zweifache Bedeutung als psychologische und militärische Haltelinie.

Über die drei Phasen, in denen der Westwall eine herausragende Rolle in der deutschen Politik oder Kriegführung besaß, durchliefen Realität und Bild des Westwalls also eine interessante Entwicklung. Seine Bedeutung verschob sich vom politischen Symbol zum militärischen Objekt. In der außenpolitischen Krise des Jahres 1938 war sein praktischer Wert quasi gleich null. Ein Ausbau der Grenzbefestigungen, der einem ernsthaften alliierten Angriff hätte standhalten können, war nicht erfolgt. Im Angesicht von Gegnern, die ihrerseits wenig Interesse daran zeigten, sich zur Eindämmung der nationalsozialistischen Expansion auf einen Krieg mit Deutschland einzulassen, tat die Westwall-Propaganda das Übrige. Überzeugend oder nicht, das Bild von der unüberwindlichen Defensivstellung genügte, um dem Westwall tatsächlich diese Funktion zu verleihen.

Während des so genannten Sitzkrieges von 1939/40 existierte tatsächlich ein Westwall, in seinem Kern so gut bewaffnet wie später nie wieder. Ihm gegenüber stand ein im Grunde kampfbereiter Gegner, und erneut wurde das aus den tatsächlichen Gegebenheiten und ihrer propagandistischen Aufwertung generierte Bild zu einem Faktor, der letztlich zu einer Art passiven Kriegführung beitrug, die so lange dauerte, bis aus dem defensiven Westwall das Sprungbrett für den Westfeldzug wurde. 1944/45 konnte die deutsche Propaganda die Alliierten nicht mehr von einem Angriff auf den Westwall abhalten. Doch wieder zeigte sich der Einfluss eines fiktiven Bildes vom Westwall auf die realgeschichtlichen Ereignisse. Zum ersten Mal allerdings wendete es den Kampf um den Westwall nicht mehr ab, beeinflusste aber seinen Charakter und Verlauf.

In gewisser Weise hat sich damit von 1938 bis 1944 das Verhältnis von fiktivem und realem Westwall in sein Gegenteil verkehrt. Was lässt sich nun aus dieser Analyse der Bedeutung des Westwalls in Politik und Kriegführung für die Fragestellung dieser Tagung nach einem verantwortungsvollen Umgang mit diesem historischen Relikt ableiten? Zunächst scheint eine Erweiterung des Begriffs vom *Westwall* sinnvoll, denn er ist mehr als eine Linie von Gebilden aus Beton und Stahl. Aus militärhistorischer Perspektive bildet er den Kern der deutschen Militärgrenze im Westen, die vom Baubeginn des Westwalls bis zur letzten Schlacht um diese Grenze beträchtlich an Tiefe und Komplexität gewann. Nicht zu unterschätzen ist dabei auch seine Bedeutung als Symbol und Ort des letzten blutigen Aufbäumens des nationalsozialistischen Deutschlands auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Die in der Literatur häufig vertretene These, die Alliierten hätten den Westwall 1944 stark überschätzt und mit ihren Angriffen zu lange gezögert, muss vor dem Hintergrund der Schlachten am Westwall 1944/45 zumindest hinterfragt werden. Die Kombination eines intakten Hinterlandes, einer Halt bietenden Stellungslinie und der Verbände einer noch immer handlungsfähigen Wehrmacht ließen an der Westgrenze des Reiches noch einmal ein reales Hindernis entstehen.

Ein halbes Jahr tobte der Krieg 1944/45 in den Grenzgebieten Deutschlands, Luxemburgs, Belgiens, der

Niederlande und Frankreichs und durchlief eine seiner intensivsten Phasen auf diesem Kriegsschauplatz. Der Westwall war in dieser Phase ein entscheidendes Element, das Deutschland eine weitere Verlängerung der Agonie erlaubte, und ein Grund dafür, dass sich die Erfahrung der Kriegsendphase für die Bevölkerung der Grenzgebiete von denen der Menschen im Landesinneren radikal unterschied. Diese Zusammenhänge und ihre Bedeutung für den Umgang mit dem Westwall werden jedoch nur erkennbar, wenn neben die lokale oder regionale Beschäftigung mit einzelnen Episoden das Sammeln entsprechender Erzählungen und Egodokumente und schließlich die Rekonstruktion technischer Aspekte des Bauwerks in eine überregionale Perspektive tritt, die vernetzend in den jeweiligen lokalen Kontext transportiert wird.

Dazu zählt letztlich auch eine Internationalisierung des Umgangs mit dem Phänomen Westwall. Er war weder eine Singularität in Europa noch war sein Bau nur unter dem Nationalsozialismus denkbar. Der Nationalsozialismus machte ihn indes zum politischen Symbol und zum Schlachtfeld. Es gilt also ebenso, ein Herauslösen des Westwalls aus dem Kontext des „Dritten Reiches“ und des Zweiten Weltkrieges zu vermeiden, wie auch, ihn im transnationalen Kontext zu verorten. Dies umso mehr, als er in einer europäischen Landschaft liegt, die über Jahrhunderte hinweg als Konfliktfeld kriegerischer Nationalstaaten diente und wie kaum eine zweite Region in Westeuropa von Krieg und militärischen Bauten und den um sie ausgetragenen Schlachten geprägt ist.

Von diesen Überlegungen lassen sich drei wichtige Handlungsfelder der wissenschaftlichen Aufarbeitung des Phänomens Westwall ableiten. Erstens die Verbindung der vielfältigen Ansätze auf der Mikro- und der Makroebene. Zweitens die Entwicklung eines in allen Dimensionen breiteren Verständnisses des Phänomens. Drittens die Integration der spezifischen und vielschichtigen nationalen Erfahrungen zu einem transnationalen Umgang mit diesen Überresten von Gewalt und Krieg.

Literatur

Geschichtswerkstatt Dillingen (Hrsg.), Der Westwall im Raum Dillingen (Dillingen 2006).

K. Grasser / J. Stahlmann, Westwall, Maginot-Linie, Atlantikwall: Bunker- und Festungsbau 1930 – 1945 (Herrsching 1983).

M. Groß, Der Westwall zwischen Niederrhein und Schnee-Eifel. Mit einem einführenden historischen Beitrag von R. Pommerin. Arch. Funde u. Denkmäler Rheinland 5 (Köln 1989).

M. Groß u. a., Der Westwall. Vom Denkmalwert des Unerfreulichen. Führer arch. Denkmäler Rheinland 2 (Köln 1997).

W. Hanf, Westwallbau und Dorfalltag. In: Geschichtsverein des Kreises Euskirchen e. V. (Hrsg.), Nationalsozialismus im Kreis Euskirchen 2 (Weilerswist 2006) 801 – 843.

J. D. Heyl, The construction of the Westwall, 1938. An exemplar for national socialist policymaking. In: Central European Hist. 14, 1981, 63 – 78.

Neue Gesellschaft für Bildende Kunst e. V. (Hrsg.), Wir bauen des Reiches Sicherheit. Mythos und Realität des Westwalls 1938 – 1945 (Berlin 1992).

W. Wegener, Der Westwall. Denkmal und Mythos. In: Rhein. Heimatpfl. 43, 2006, 279 – 292.

S. Wetzig, Die deutsche Festungsfront: Ostwall, Westwall, Atlantikwall (Eggolsheim 2003).

Abbildungsnachweis

1 – 3 www.map-o-graphix.de

Andreas Dix

Der Westwall im Rahmen von Raumplanung und Strukturpolitik in der NS-Zeit

Ländliche Siedlung und Strukturpolitik

„Symbolbaustellen" nennt Wolfgang Schivelbusch die großen Projekte, die in den 1920er und 1930er Jahren sowohl in der Sowjetunion, in Italien, Deutschland aber auch in den USA und anderen Ländern zu finden sind. Gigantische technische Bauwerke – wie Autobahnen, Staudämme, Kanäle – und auch großflächige Veränderungen der Natur – wie Trockenlegungen im Agro Pontino in Italien oder Projekte der Tennessee Valley Authority in den USA – sollten Überlegenheit, Macht und Kraft der jeweiligen politischen Ideologien am eindrucksvollsten verkörpern.[1]

Der Westwall kann gewiss als eine solche Symbolbaustelle gesehen werden, deren Funktion nicht nur militärisch determiniert war, sondern in erheblicher Weise auch darin bestand, über medial erzeugte Bilder eine politische Wirkung zu erzielen. Beim Blick auf die Artefakte des Westwalls darf aber nicht vergessen werden, dass der ideologische Zugriff auf das Land und die darin lebenden Menschen nicht nur durch solche gewiss monumentalen Bauwerke repräsentiert, sondern viel umfassender gedacht, geplant und teilweise auch realisiert wurde. Der Westwall ist eines der Bauwerke, an dem sich die immer weiter ausdehnenden Umbau- und Neuordnungsplanungen der NS-Diktatur gewissermaßen kristallisierten. Diese Planungen scheinen oft einen ganz irrealen und utopischen Charakter zu haben. Dennoch hat man ihre Realisierung mit großer Energie bis zum Ende betrieben. Die damit zusammenhängenden vielfältigen menschlichen Schicksale sind heute nicht mehr in der Weise sichtbar, wie die Betonrelikte des Westwalls, gehören aber unbedingt zu einer umfassenden Erinnerung dazu.

Die Verbindung von Struktur- und Bevölkerungspolitik, von ländlicher Neusiedlung und Verbesserung der Agrarstruktur mit übergeordneten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zielen – wie der Sicherung von Grenzräumen, der landwirtschaftlichen Produktionssteigerung und der Verhinderung von Landflucht – ist keine genuine Idee des Nationalsozialismus. Vielmehr konnten die Planer nach 1933 zunächst kontinuierlich auf eine Politik aufbauen, die bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die Neuansiedlung bäuerlicher Bevölkerung mit weitreichenden politischen Zielen verbunden hatte. Hier sollen nur einige wichtige Stationen benannt werden, die die Basis auch für die Zeit nach 1933 bilden:

1886 wurde in Preußen das so genannte Ansiedlungsgesetz erlassen, das in den Provinzen Posen und Westpreußen durch die verstärkte Ansiedlung deutscher Bauern und Arbeiter einen Baustein für die dauerhafte Germanisierung dieser Gebiete liefern sollte.[2] Die Bevölkerung sollte auf angekauftem und parzelliertem Gutsbesitz und auf bisher landwirtschaftlich nicht genutzten, durch Meliorationen kulturfähig gemachten Ödländereien und Moorgebieten angesiedelt werden. Geeignete Bewerber suchte man besonders unter den Landarbeitern und nachgeborenen Bauernsöhnen, die durch diese Siedlungsprojekte die Chance für einen wirtschaftlichen Aufstieg bekamen. Allein in den zwanzig Jahren zwischen 1886 und 1906 wurden durch die königliche Ansiedlungskommission in Posen auf diese Weise rund 12.000 Bauernwirtschaften auf einer Fläche von rund 179.000 ha begründet.[3]

Die späteren Ostplanungen der NS-Zeit werden im Ersten Weltkrieg durch die Politik des Oberbefehlshabers der gesamten Streitkräfte im Osten – oder kurz: „Ober Ost" – antizipiert. Hier unterhielt das deutsche Militär in Teilen des Baltikums und Polens eine Art Militärkolonie, die das besetzte Gebiet verkehrstechnisch und wirtschaftlich erschloss und ausbeutete sowie eine ländliche Strukturpolitik betrieb.[4]

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde die ländliche Siedlung in einem heute nicht mehr vorstellbaren Ausmaß zu einem zentralen Thema der Innenpolitik. Sie sollte nun fast als Allheilmittel ein

ganzes Bündel an sozialen, wirtschaftlichen und politischen Problemen lösen, die nach dem Krieg aufgetreten waren. Um die Siedlungstätigkeit zu steigern, wurde 1919 das Reichssiedlungsgesetz erlassen, das vor allem die Bereitstellung von Siedlungsland und die administrativ-technische Organisation der ländlichen Siedlung regelte. Auf der Basis dieses Gesetzes gründete man für viele Länder und Regionen des Reiches Siedlungsgesellschaften, die die Projekte konkret vor Ort betreuten. Bereits 1916, also schon vor dem Reichssiedlungsgesetz, war für die preußische Rheinprovinz die Siedlungsgesellschaft „Rheinisches Heim" in Bonn gegründet worden.[5] Bis 1932 wurden hier 241 Neusiedlerstellen auf einer Fläche von 1.818 ha eingerichtet.[6] Diese Planungen liefen nach 1933 ungebrochen weiter.[7]

Begleitet wurden diese Maßnahmen durch eine intensive Forschung sowohl in den Agrarwissenschaften als auch in der Geographie und den Sozialwissenschaften. Durch Siedlung und Verbesserung der landwirtschaftlichen Betriebsstrukturen, durch Aufstockung und Aussiedlung von Betrieben, durch Flurbereinigungen und Meliorationen sollte die Nahrungsmittelproduktion gesteigert werden. Generell herrschte die Meinung vor, dass die klein- bis mittelbäuerlichen Familienbetriebe am besten dafür geeignet seien, den Boden möglichst intensiv und optimal zu bewirtschaften. Ein typisches Forschungsprojekt dieser Zeit war beispielsweise die Berechnung der maximal möglichen bäuerlichen Siedlungskapazität des Deutschen Reiches durch die beiden Danziger Bodenkundler Hermann Stremme und Ernst Ostendorff. Eine Karte zeigt für das Gebiet im Westen große Areale in der Eifel und im Hunsrück, die nur begrenzt für besiedelbar gehalten wurden.[8]

Neben der Unabhängigkeit von Agrarimporten stand die Revision der Bestimmungen des Versailler Vertrages immer an oberster Stelle der politischen Agenda. Auch hier formierte sich bereits in der Zeit der Weimarer Republik ab 1926 – zunächst mit der neu gegründeten Stiftung für Deutsche Volks- und Kulturbodenforschung, ab 1931 mit den Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften – ein engmaschiges und von staatlicher wie privater Seite intensiv gefördertes interdisziplinäres Netzwerk von Wissenschaftlern, die an volkspolitischen Fragen interessiert waren. Die auch nach 1933 in großem Umfang erarbeiteten Grundlagenkenntnisse zur Geschichte, zu Bevölkerungsstrukturen oder zur Sprachverteilung flossen kontinuierlich in die entsprechenden politischen und militärischen Planungen des NS-Staates ein.[9]

Ländliche Strukturpolitik setzte also nach 1933 nicht neu ein. Sie gewann aber als ein Kernthema nationalsozialistischer Politik und Propaganda ein viel größeres Gewicht als zuvor. Etwas qualitativ Neues ergab sich außerdem dadurch, dass sich nun biologistische und rassistische Elemente mit der ländlichen Strukturpolitik zum Ideal eines so genannten gesunden Volkskörpers verbanden. In rascher Reihenfolge wurden 1933 mit dem Gesetz über die Neubildung des deutschen Bauerntums und dem Reichserbhofgesetz die wichtigsten gesetzlichen Werkzeuge für einen intensiven Zugriff auf den ländlichen Raum geschaffen.

Daneben nahm auch die Raumforschung und Raumordnung als angewandte Planungswissenschaft einen enormen Aufschwung und wurde nach ersten mehr regionalen Anfängen in der Weimarer Zeit nun flächendeckend etabliert. 1935 wurde auf Betreiben von Richard Walter Darré, Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft und „Reichsbauernführer", die Reichsstelle für Raumordnung in Berlin eingerichtet. Als Klammer für die planungsbezogene Forschung diente die ebenfalls 1935 eingerichtete Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung, die im Wesentlichen die Arbeit der so genannten Hochschularbeitsgemeinschaften für Raumforschung steuern und koordinieren sollte. Bis 1942 wurden insgesamt 51 solcher Hochschularbeitsgemeinschaften eingerichtet, in denen, durch Drittmittel finanziert, Forschungen und Forscher zu den raumpolitisch relevanten Themen konzentriert worden waren.[10]

Allerdings betrieb man nicht nur an diesen Stellen Raumplanung. Es gab noch eine Vielzahl weiterer Institutionen, die dies ebenfalls für sich in Anspruch nahmen, wie z. B. das Reichsheimstättenamt der Deutschen Arbeitsfront oder der so genannte Reichskommissar für die Festigung Deutschen Volkstums, eine Funktion, die sich Heinrich Himmler auf Grund eines Führererlasses selbst übertragen hatte.[11]

Der Leiter des Planungsamtes beim Reichskommissar, Professor Dr. Konrad Meyer, muss an dieser Stelle besonders erwähnt werden, weil er den Prototyp des jüngeren, technokratisch orientierten und organisatorisch überaus talentierten Wissenschaftlers darstellt, der in seiner Ämterfülle geradezu eine Schlüsselfigur in der gesamten räumlichen Planung war. Als SS-Standartenführer (Oberst) war er Professor für Agrarwissenschaften; außerdem fungierte er als Direktor des Instituts für Agrarwesen und Agrarpolitik der Universität Berlin und in seiner weiteren Funktion als Direktor des so genannten Forschungsdienstes – einer

Dachorganisation der Agrarwissenschaften – auch als Obmann der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumordnung. Bekannt wurde er hauptsächlich durch den von ihm maßgeblich erarbeiteten „Generalplan Ost“.[12]
Alle Planer der NS-Zeit verfolgten in ihrer Grundausrichtung das Ziel, durch eine wie auch immer gedachte Umstrukturierung einen „homogenen, gesunden und organischen Volkskörper“ zu schaffen. Eng damit zusammen hing die Gestaltung eines „artgemäßen Lebensraumes“, der durch die Bauern geschaffen und gepflegt werden sollte. Solche Notwendigkeiten waren nach nationalsozialistischem Verständnis dadurch entstanden, dass in der so genannten liberalistischen Zeit des 19. Jahrhunderts der Boden zur Ware verkommen und die Bauern in die Städte gelockt worden und dadurch in der als „Systemzeit“ verächtlich gemachten Weimarer Republik angebliche Notstandsgebiete entstanden waren. Dazu zählte man Gebiete mit vorherrschendem Realteilungsrecht, die ausgedehnten Ödlandgebiete in den Mittelgebirgen, Moor- und Sumpfgebiete usw.
Die Zeit nach 1933 gab vielen ehrgeizigen Gauleitern nun die Möglichkeit, sich mit Plänen und Strukturprogrammen bei der Schaffung des zitierten „artgemäßen Lebensraumes“ zu profilieren. Beispielhaft soll hier der so genannte Dr.-Hellmuth-Plan des mainfränkischen Gauleiters Dr. Otto Hellmuth genannt werden, der einen Aufbauplan für die Rhön entwickeln ließ.[13] Dieser Plan umfasste Meliorationen, Straßenbau, Ansiedlung von Bauern und Gewerbe, aber gleichzeitig auch schon ein umfangreiches rassenbiologisches und anthropologisches Screening der dort bereits wohnenden Bevölkerung, das zur Grundlage für viel weiter reichende Planungen der Bevölkerungspolitik werden sollte.[14]

Notstandsgebiete und Westwallbau

Die Eifel und der Hunsrück hatten schon seit dem 19. Jahrhundert eine „Karriere“ als Notstandsgebiete hinter sich. Bereits 1884 war ein „Eifelfonds“ eingerichtet worden, zusätzlich kurz vor der Jahrhundertwende noch ein „Westfonds“. Mit Mitteln aus beiden Fonds wurden umfangreiche Projekte der landwirtschaftlichen Strukturverbesserung verwirklicht. Dazu gehörten der Bau von Infrastruktureinrichtungen, wie Straßen, Wasser- und Elektrizitätsleitungen, Grundstückszusammenlegungen, Wiesenmeliorationen und Gewässerregulationen, Ödlandkultivierungen und auch die ländliche Neusiedlung.[15]
Die Bewertungen der Eifel und auch des Hunsrücks durch zeitgenössische Wissenschaftler waren durchweg negativ. Unterdurchschnittliche Bevölkerungsdichte, schlechte Erwerbsmöglichkeiten, zersplitterte und unrentable landwirtschaftliche Kleinbetriebe wurden als Faktoren in Zusammenhang mit einer Bevölkerung gebracht, der man einen durch permanente Auswanderung geschwächten Lebenswillen, fehlende Mobilität und mangelnden Neuerungswillen vorwarf.[16]
Die Situation änderte sich nicht nur für die Eifel, sondern auch für den gesamten Grenzraum schlagartig durch die militärische Besetzung des Rheinlandes 1936 und den ab 1938 einsetzenden Bau des Westwalls. Innerhalb weniger Jahre wurde eine komplett neue militärische Infrastruktur aus Kasernen, Depots und Truppenübungsplätzen errichtet. Das Land hierfür konnte man durch das bereits 1935 erlassene Gesetz über die Landbeschaffung für Zwecke der Wehrmacht schnell durch Enteignungen bereitstellen. Allein durch die Infrastruktur für den Bau des Westwalls und die Anlagen selbst wurde massiv in die vorhandenen Strukturen eingegriffen. Uwe Mai hat in seinen Forschungen herausgefunden, dass es darüber hinaus bereits früh Überlegungen gab, dieses große Projekt zu einer begleitenden grundlegenden Neuordnung des gesamten Raumes zu nutzen. Dabei wurden besonders die durch die Realteilung betroffenen Kleinbetriebe als disponible Masse gesehen.
Der Gauleiter von Essen und Oberpräsident der Rheinprovinz, Josef Terboven, wollte durch die Auflösung von Kleinbetrieben Land für größere Betriebe gewinnen und die ehemaligen Kleinbauern als Industriearbeiter einsetzen. Dagegen gab es bereits aus dem Reichsnährstand Stimmen, die dafür plädierten, die Kleinbauern als Siedler für künftig zu erobernde „Neuräume“ im Osten einzusetzen. Hierzu rechnete man zunächst die Tschechoslowakei, man dachte aber auch bereits an Russland. Betroffen von diesen Diskussionen waren immerhin 22.500 Höfe in den Gebieten der Rheinprovinz, Saarpfalz und Baden sowie Flächen im Umfang von 100.000 ha in der Rheinprovinz und 70.000 ha in der Saarpfalz. Alles sollte möglichst rasch in Angriff genommen und in drei bis vier Jahren durchgeführt werden.[17]
Weiter südlich entfaltete der seit 1926 als Gauleiter der pfälzischen NSDAP amtierende Josef Bürckel eine ehrgeizige Politik der Wirtschaftsförderung. Zur Förderung der Weinwirtschaft ließ er beispielsweise 1936 im Ort Schweigen das „Deutsche Weintor“ als Symbol für die ebenfalls neugeschaffene „Deutsche Weinstra-

ße“ errichten.[18] Nach seiner Einsetzung als Reichskommissar für die Rückgliederung des Saargebietes versuchte Bürckel ab 1935, aus der bayerischen Pfalz und dem Saarland eine neue territoriale Einheit zu schaffen. Immerhin gelang es ihm, 1940 zum Reichskommissar für die Saarpfalz ernannt zu werden. Zusammen mit den später eroberten französischen Gebieten wollte er einen gezielt als Schutzwall im Westen dienenden Gau Westmark schaffen.[19] Dabei konnte er auf Ressentiments bauen, die aus der Besetzung des Saarlandes und der Pfalz durch französische Kolonialtruppen resultierten.

Waren zu Beginn des Westwallbaus zunächst nur Umlegungen geplant, wurde recht bald ein immer umfangreicheres Programm zur Zusammenlegung und Umlegung von landwirtschaftlichen Betrieben entwickelt, das 1939 kurz vor der Realisierung stand. Bereits zu diesem Zeitpunkt war den Planern klar, dass dieser Strukturwandel, vor allem aber die Aufhebung der Kleinbetriebe, zu erheblichem Widerstand in der Bevölkerung führen würde. Im Saarland konzentrierte sich der Streit vor allem auf die so genannten Arbeiterbauern, also auf Arbeiter vor allem der Montanindustrie, die nach Feierabend ihren Kleinbesitz bewirtschafteten. Während die Montanindustriellen an der Saar an einer Sesshaftigkeit dieser Arbeiter sehr interessiert waren und diesen Typus deshalb immer gefördert hatten, passte der Arbeiterbauer nicht so recht in die offizielle Bauerntumsideologie der NS-Zeit. Außerdem wollte man das Land der Kleinbauern. In der Diskussion um den Wert des Typus des Arbeiterbauern für die nationalsozialistische Volkspolitik standen sich auf der einen Seite regionale NS-Politiker wie Bürckel und auf der anderen Seite die immer einflussreicher werdende Siedlungsbürokratie der SS gegenüber. Während Bürckel und andere den Wert der Arbeiterbauern für die Bildung eines völkischen Walles im Westen betonten, zielten die Siedlungsplaner der SS auf eine Entmischung landwirtschaftlicher und gewerblicher Ausrichtung der Bevölkerung, auch um hier gleichzeitig landwirtschaftliche Bevölkerung für die geplante Ostsiedlung zu gewinnen.[20]

Westwall, Kriegsbeginn, Wiederaufbau- und Neuordnungsplanungen in der Saarpfalz und in Lothringen

Die Rahmenbedingungen für die Umsetzung der Planungen änderten sich grundlegend mit Beginn des Zweiten Weltkriegs. Mit der Eroberung und Eingliederung des „Neuen Deutschen Ostens“ nach dem „Polenfeldzug“ stand nun erstmals ein großer potenzieller Siedlungsraum zur Verfügung. Andererseits wurde im Zuge der Kriegsvorbereitungen gegen Frankreich eine cirka 10 km breite „Rote Zone“ im Westwallvorfeld und eine sich daran anschließende rund 20 km breite „Grüne Zone“ definiert, die am 3. September 1939, dem Tag der Kriegserklärung durch Frankreich und Großbritannien, von der Bevölkerung geräumt werden musste. Allein im Saarland mussten rund 300.000 Menschen ihre Häuser und Wirtschaften in Richtung so genannter Bergungsgaue verlassen, die auf die Aufnahme der Evakuierten keineswegs so gut vorbereitet waren, wie es die zeitgenössische Propaganda schildert.[21] In die verlassenen Dörfer zogen nun Wehrmachtseinheiten ein, die sich insbesondere im Vorfeld des Westwalls eingruben und das gesamte Gelände systematisch mit Sperren und Stellungen überzogen. Markante Einzelbauwerke wie hoch aufragende Denkmale oder Kirchtürme sprengte man.[22] Auch auf französischer Seite wurde geräumt, sodass zwischen 850.000 und 1 Million Elsässer und zwischen 160.000 und 314.000 Lothringer ins Innere Frankreichs und nach Belgien gehen mussten. Während des Beginns der eigentlichen Kriegshandlungen und des Vormarsches der deutschen Truppen wurden viele Dörfer zerstört.

1940 war mit dem Waffenstillstand dann auch im Westen faktisch Land annektiert, wenn auch formal nicht dem Deutschen Reich angegliedert. Während der Gauleiter von Baden, Robert Wagner, das Elsass mit verwaltete, wurde Josef Bürckel zusätzlich zum Chef der Zivilverwaltung (CdZ) des annektierten östlichen Teils von Lothringen ernannt. Damit stand ihm also im Westen ein großes Areal zur Verwirklichung seiner volkspolitischen Ziele zur Verfügung. Bürckels Absicht war es, durch strukturpolitische Maßnahmen die bisher territorial getrennten drei Regionen – die bayerische Pfalz, das Saarland und Teile Lothringens – zu einem Gau Westmark zu verschmelzen.[23] Diesem Ziel ordnete er alle Planungen unter, geriet damit freilich in einen Konflikt besonders mit der SS, die vor allem Siedler für die frisch eroberten Gebiete im Osten im Rahmen der so genannten West-Ost-Siedlung benötigte.[24]

In der „Roten und Grünen Zone“ nutzte man die Räumung der Orte nun für durchgreifende bauliche und bevölkerungspolitische Strukturänderungen beiderseits der ehemaligen Grenze. So wurde die Rückwanderung der Elsässer und Lothringer z. B. bereits nach politischen und rassistischen Gesichtspunkten orga-

nisiert. Während die jüdische Bevölkerung gar nicht zurückkehren durfte, wurden politisch unerwünschte Rückkehrer zunächst in Lagern festgehalten und dann wieder abgeschoben. Viele ehemaligen Bewohner kehrten auch aus Furcht vor einer weiteren Deportation Richtung Osten überhaupt nicht zurück. Gleichzeitig versuchte die deutsche Zivilverwaltung in Frankreich, die in Frankreich lebenden Volksdeutschen und so genannten deutschstämmigen Franzosen nach Lothringen und ins Reich umzusiedeln. Außerdem versuchte man, die so genannten frankophonen Lothringer zu deportieren, diejenigen Menschen also, die sich nicht der „Deutschen Volksgemeinschaft" anschließen wollten, einer Organisation, in der alle deutschstämmigen Lothringer zusammengefasst waren.

Die Auswahl der zu deportierenden Personen wurde perfiderweise Angehörigen der „Deutschen Volksgemeinschaft" übertragen, wobei es auch innerhalb der NS-Bürokratie zu heftigen Streitereien darüber kam, ob Lothringer per se als deutschstämmig zu betrachten seien oder nach welchen Kriterien man hier Volksgruppen zuordnen könne. Gleichzeitig gab es Differenzen darüber, wohin die zu deportierenden Lothringer gebracht werden sollten. Mit Bürckels Praxis der Ausweisung nach Frankreich waren die SS-Stellen nicht einverstanden, weil sie eine politische Radikalisierung der Deportierten fürchteten. Himmler schlug 1942 stattdessen eine Ansiedlung im Distrikt Lublin vor, wo sie „in ihrem Volkstum gefestigt" werden sollten. Die Hüttenarbeiter sollten in den Gau Oberdonau umgesiedelt werden. Gleichzeitig gab es aber auch in der SS Stimmen, die die Ansiedlung von 40.000 „unzuverlässigen Elementen" im Osten kritisierten.

Um die angestrebte Germanisierung Lothringens zu erreichen, sollten im Gegenzug Bauern aus dem Saarland und der Pfalz in Lothringen in die verlassenen Bauernstellen eingewiesen werden. Gleichzeitig wollte man hier diejenigen Bauern ansiedeln, die im Zuge des Wiederaufbaus der zerstörten Dörfer am Westwall dort ihre Bauernstellen hatten aufgeben müssen. Auf diese Weise versuchte man auch, die Akzeptanz dieser Maßnahmen in der Bevölkerung zu steigern.

Parallel zu den umfassenden Strukturplanungen im Saarland und in der Pfalz unterzog man nun auch die Dörfer und Städte in Lothringen einer Neuplanung. Auch hier sollten Dorflagen aufgelockert werden, auch hier versuchte man optimierte Neubauernbetriebe mit arrondierten Betriebsflächen und modernen Betriebsgebäuden zu errichten. Mit den Untersuchungen und Planungen im Auftrag des CdZ Bürckel waren etliche namhafte Planer und Architekten beschäftigt, wie z. B. der Stuttgarter Agrarökonom Adolf Münzinger und die Architekten Rudolf Schwarz, Richard Döcker und Emil Steffann.[25] Es hat wohl einen umfassenden Lothringen-Plan gegeben, der aber verschollen ist.

Die bereits 1940 nach Lothringen umgesiedelten Bauern aus dem Reich kamen aber offensichtlich nicht alle mit der veränderten Situation zurecht. So beschwerten sich Vertreter der SS 1942, dass von 3.900 Wirtschaften 1.000 bereits wieder aufgegeben und die Bauern ins Reich zurückgekehrt seien.

Die SS verfolgte auch für Lothringen andere Pläne als Bürckel. Allgemein warfen die SS-Planer Bürckel vor, allzu stark partikularistische Interessen zu verfolgen, dabei nur „seine" Westmark im Auge zu haben und die größeren volkstumspolitischen Zusammenhänge der West-Ost-Siedlung nicht zu berücksichtigen. In Elzange und Thionville hatte die SS bereits Übergangslager einrichten lassen. Auf ihre Initiative hin wurden in Lothringen auch Volksdeutsche aus Südtirol und der Bukowina angesiedelt. Aber auch diese Neuansiedler bekamen Probleme bei der Übernahme der Bauernwirtschaften. Die Zustände waren in diesem Landstrich bereits vor Kriegsende chaotisch.

Die Umgestaltung der betroffenen Ortschaften geschah nach einem durchgängigen Prinzip. Die in den Landkreisen eingerichteten Wiederaufbauämter erstellten auf der Grundlage so genannter Bestandspläne und Wunschbilder konkrete Wiederaufbaupläne, die z. T. bereits vor Kriegsende realisiert wurden. Die Wunschbilder für den landwirtschaftlichen Teil formulierte die Landesbauernschaft, die für den gewerblich-industriellen Teil formulierten die Bezirkswirtschaftskammern. Die Planungen gingen bis in gestalterische Details. Auch wenn die geplanten Gebäude eine explizite Anlehnung an landschaftliche Bautraditionen – oder was man dafür hielt – aufweisen sollten, so muss man doch festhalten, dass die Gebäude auf wenige Typen hin standardisiert wurden und dabei den neuesten Erkenntnissen der Agrartechnik entsprachen. Die einzelnen Typen spiegeln dabei die Agrarsozialstruktur wider. So wurden tatsächlich auch speziell konzipierte Hofstellen für Arbeiterbauern geschaffen.

Der Umfang der Wiederaufbauplanungen lässt sich an den Zahlen der zerstörten Gebäude ablesen. So waren in der Saarpfalz rund 20 % des Gebäudebestandes (4.255 Gebäude) und in Lothringen 17 % (6.920 Gebäude) konkret betroffen. Die Wiederaufbauprogramme sahen für die Saarpfalz bis 1943 den

Bau von 2.681 und für Lothringen bis 1943 den von 3.147 Gebäudeneubauten vor. Wieviel davon wirklich fertiggestellt worden ist, lässt sich nur im Einzelfall klären.[26]

In der Rheinprovinz waren nur dreizehn Gemeinden aufgrund von Kriegsschäden zu Neuordnungsgemeinden erklärt worden. Darüber hinaus betrieb man aber auch Neuordnungsplanungen für diejenigen Dörfer, die der Bau des Westwalls beeinträchtigt hatte. In der Provinz wählte man dazu insgesamt 70 Richtgemeinden aus, für die – ähnlich wie in der Saarpfalz – Wunschbildplanungen erstellt wurden.[27] Bis Ende August 1944, dem offiziellen Ende aller Neuordnungsplanungen, waren für 4.500 so genannte Richtgemeinden im ganzen Reich kartographische Bestandsbilder erstellt worden. Für einen Teil der Gemeinden gab es auch bereits Wunschbildplanungen, geschlossen für die gesamte Westmark, teilweise für das Rheinland. Von diesen Gemeinden wurden dann aber bis Kriegsende nur wenige offiziell als Neuordnungsgemeinden bestimmt und mit dem Umbau auch begonnen. Hier bildeten die Saarpfalz und Lothringen mit 244 Gemeinden einen eindeutigen Schwerpunkt, während die Neuordnung im Rheinland nur dreizehn Gemeinden betraf.[28] Der Hauptteil der Arbeit an diesen Planungen lag bei dem 1940 durch Ludwig Neundörfer gegründeten Soziographischen Institut in Frankfurt am Main.[29]

West-Ost-Planungen im Verlauf des Krieges

Bereits mit dem Krieg gegen Polen, dann aber erst recht nach dem Überfall auf die Sowjetunion und den Planungsarbeiten für den „Generalplan Ost“ wurde die Frage immer drängender, wo die deutschen Siedler für diese Räume herkommen sollten. Im Osten war ein „Wall deutschen Volkstums“ vorgesehen, der über eine deutsche „Volkstumsbrücke“ mit dem Altreich verbunden werden sollte. Für diese Planungen waren die Fachämter des Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums zuständig. Die Planer gingen davon aus, dass man für die „Auffüllung“ dieses Raumes – nach der Vertreibung bzw. Ermordung der ursprünglich dort ansässigen Bevölkerung – rund 820.000 bis 2,1 Millionen Menschen benötigen würde. Diese sollten durch Aussiedlungen aus dem Altreich gewonnen werden. Aufgrund der Wunschbildplanungen im Altreich zeigte sich aber immer deutlicher, dass die angestrebten Zahlen nicht zu erreichen sein würden. Als Konsequenz halbierte man fast die Zahlen für das Rheinland allein zwischen 1941 und 1943 von ursprünglich über 33.000 vorgesehenen Umsiedlerfamilien auf 18.000. Bereits 1941 ging man davon aus, dass von den für die Ostsiedlung aus dem gesamten Altreich erwarteten 400.000 Familien nur 220.000 tatsächlich zur Verfügung stehen würden. Aber auch das war angesichts der Tatsache, dass man bei der Umsiedlung zu dem Zeitpunkt noch auf Freiwilligkeit setzte, unrealistisches Wunschdenken. Es wurde im weiteren Verlauf des Krieges allerdings auch schon über Enteignungen nachgedacht. Dabei ergab sich aber das Dilemma, dass man dabei mit den Bauern als ureigenster Klientel im Prinzip genauso hätte verfahren müssen, wie man das bis dahin nur mit „Reichsfeinden“ und Juden getan hatte. Deutlich wird hier bereits, dass sich die aus der aggressiven Expansions- und Siedlungspolitik ergebenden Zwänge, die ohnehin bereits zu einer Radikalisierung der Politik geführt hatten, auch noch weitere Radikalisierungsschübe nach sich gezogen hätten – selbst gegenüber der eigenen Anhängerschaft. Darüber ist der Krieg dann hinweggegangen.[30]

Fazit

Der Westwall stellt mit seinem großdimensionierten Eingriff einen der ersten Ansatzpunkte für die allumfassend gedachte ländliche Strukturpolitik des NS-Staates dar. Die Folgen dieser Politik sind vielfältig, auch wenn sie heute nicht mehr in der Weise so unmittelbar sichtbar sind wie die Betonrelikte des Westwalls. Es ist unerlässlich, die Konzepte, die sich hinter scheinbar harmlos klingenden Neuordnungs- und Wiederaufbauplanungen verbergen, mit in eine Konzeption der Erinnerung einzubeziehen. Die Verknüpfung des Westwallbaus mit einer radikal gedachten und in letzter Konsequenz verbrecherischen Bevölkerungspolitik ist in dieser Dimension in der Tat einzigartig. Sie bedarf dringend der Aufarbeitung.

Anmerkungen

[1] W. Schivelbusch, Entfernte Verwandtschaft. Faschismus, Nationalsozialismus, New Deal 1933–1939 (München, Wien 2005) 129–168.

[2] R. Graafen, Ländliche Neusiedlung im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Erdkunde 40, 1986, 175.

[3] M. Belgardt, Parzellierung und Innere Kolonisation in den 6 östlichen Provinzen Preußens 1875–1906 (Leipzig 1907) 1.

[4] V. G. Liulevicius, Kriegsland im Osten. Eroberung, Kolonisierung und Militärherrschaft im Ersten Weltkrieg (Hamburg 2002). – Ders., Die deutsche Besatzung im ‚Land Ober Ost' im Ersten Weltkrieg. In: G. Kronenbitter u. a. (Hrsg.), Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft von der Antike bis zum 20. Jahrhundert (Paderborn u. a. 2006).

[5] Arbeitsgemeinschaft der gemeinnützigen ländlichen Siedlungsträger (Hrsg.), Die gemeinnützigen ländlichen Siedlungsgesellschaften in den Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Entstehung, Aufgaben, Leistung (Bonn 1963).

[6] Graafen (Anm. 2) 178.

[7] K. Fehn, Ödlandkultivierung und ländliche Neusiedlung in der preußischen Rheinprovinz während des Dritten Reiches. Rhein. Vierteljahrsbl. 48, 1984, 275–293.

[8] H. Stremme / E. Ostendorff, Die bäuerliche Siedlungskapazität des Deutschen Reiches = Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsh. 228 (Gotha 1937) Karte im Anhang.

[9] M. Fahlbusch, Für Volk, Führer und Reich. Die Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften und Volkstumspolitik, 1931–1945. In: D. Kaufmann (Hrsg.), Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung (Göttingen 2000) 480. – Ders., Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften" von 1931–1945 (Baden-Baden 1999). – M. Fahlbusch / I. Haar (Hrsg.), German scholars and ethnic cleansing. 1920–1945 (New York 2004).

[10] K. Meyer, Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung 1935 bis 1945. In: Raumordnung und Landesplanung im 20. Jahrhundert. Forschungsbericht des Ausschusses „Historische Raumforschung" der Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hannover 1971) 105–106. – J. Umlauf, Zur Entwicklungsgeschichte der Landesplanung und Raumforschung. Veröff. Akad. Raumforsch. u. Landesplanung 90 (Hannover 1986). – M. Rössler, Die Institutionalisierung einer neuen „Wissenschaft" im Nationalsozialismus: Raumforschung und Raumordnung 1935–1945. Geogr. Zeitschr. 75, 1987, 177–194. – D. Münk, Die Organisation des Raumes im Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung ideologisch fundierter Leitbilder in Architektur, Städtebau und Raumplanung des Dritten Reiches (Bonn 1993) 413–428. – R. Messerschmidt, Nationalsozialistische Raumforschung und Raumordnung aus der Perspektive der „Stunde Null". In: M. Prinz / R. Zitelmann (Hrsg.), Nationalsozialismus und Modernisierung[2] (Darmstadt 1994) 117–138.

Die Arbeit der einzelnen Hochschularbeitsgemeinschaften ist bisher nur partiell aufgearbeitet, als Beispiele vgl. die Arbeiten über die Hamburger und die Leipziger Hochschularbeitsgemeinschaft für Raumforschung: M. Rössler, Die „Hochschularbeitsgemeinschaft für Raumforschung" an der Hamburger Universität 1934 bis 1945. In: E. Krause u. a. (Hrsg.), Hochschulalltag im „Dritten Reich". Die Hamburger Universität 1933–1945, 2 (Berlin, Hamburg 1991) 1035–1048. – U. Heß, Landes- und Raumforschung in der Zeit des Nationalsozialismus. Die Leipziger Hochschularbeitsgemeinschaft für Raumforschung. Comparativ 5, 1995, 57–69.

[11] Einen guten Überblick über alle an der Raumplanung beteiligten Behörden gibt im Zusammenhang mit den Planungen im Osten M.A. Hartenstein, Neue Dorflandschaften. Nationalsozialistische Siedlungsplanung in den „eingegliederten Ostgebieten" 1939 bis 1944 (Berlin 1998) 45–59.

[12] Programmatisch von Meyer selbst: K. Meyer, Bodenordnung als volkspolitische Aufgabe und Zielsetzung nationalsozialistischen Ordnungswillens. Festrede am Leibniztag der preußischen Akademie der Wissenschaften am 27.6.1940. In: Preußische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), Vorträge und Schriften 2 (1940) 1–25; zu Meyer und dem Generalplan Ost: M. Rössler / S. Schleiermacher, Der „Generalplan Ost". Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik (Berlin 1993). – I. Heinemann, Wissenschaft und Homogenisierungsplanungen für Osteuropa. Konrad Meyer, der „Generalplan Ost" und die Deutsche Forschungsgemeinschaft. In: I. Heinemann / P. Wagner (Hrsg.), Wissenschaft – Planung – Vertreibung. Neuordnungskonzepte und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert (Stuttgart 2006) 45–72.

[13] Zum Dr.-Otto-Hellmuth-Plan insgesamt J. S. Hohmann, Landvolk unterm Hakenkreuz. Agrar- und Rassenpolitik in der Rhön. Ein Beitrag zur Landesgeschichte Bayerns, Hessens und Thüringens (Frankfurt a. M. u. a. 1992).

[14] Als Beispiele solcher Untersuchungen B. Helming, Wargolshausen, ein mainfränkisches Inzuchtsdorf. Schriften aus dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP bei der Gauleitung Mainfranken zum Dr.-Hellmuth-Plan 12 (Würzburg 1937). – E. Pfister, Volkers und Speicherz. Zwei Rhöndörfer, rassenkundlich gesehen. Schriften aus dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP bei der Gauleitung Mainfranken zum Dr.-Hellmuth-Plan 15 (Würzburg 1937). – H. Zwerenz, Westheim bei Kitzingen am Main, ein sterbendes Bauerndorf in Mainfranken. Schriften aus dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP bei der Gauleitung Mainfranken zum Dr.-Hellmuth-Plan 11 (Würzburg 1937). Zum Hintergrund auch G. Aly / K.-H. Roth, Die restlose Erfassung. Volkszählen, Identifizieren, Aussondern im Nationalsozialismus (Frankfurt a. M. 2000). – W. Pyta, „Menschenökonomie". Das Ineinandergreifen von ländlicher Sozialraumgestaltung und rassenbiologischer Bevölkerungspolitik im NS-Staat. Hist. Zeitschr. 273, 2001, 3–94.

[15] R. Graafen, Die Auswirkungen der Notstandsmaßnahmen des Deutschen Reiches vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Ende des zweiten Weltkrieges auf das Siedlungs- und Kulturlandschaftsbild der Eifel. Siedlungsforsch. 10, 1992, 106.

[16] K. Fehn, Das Rheinische Schiefergebirge. Kulturlandschaft oder Notstandsgebiet? Bemerkungen zum Verhältnis von „Geographischer Landeskunde" und „Raumforschung" im Dritten Reich. In: H.-P. Brogiato (Hrsg.), Geographie und ihre Didaktik. Festschr. Walter Sperling, T. 1. Beitr. Dt. Landeskde. u. Regionale Geogr. = Mat. Didaktik Geogr. 15 (Trier 1992) 127–143. –

Ders., Konzeptionelle Wandlungen bei den Fördermaßnahmen für die Eifel zwischen 1933 und 1945. In: Wirtschaft – Gesellschaft – Unternehmen. Festschr. Hans Pohl zum 60. Geburtstag = Vierteljahrsschr. Sozial- und Wirtschaftsgesch., Beih. 120 a, 120 b (Stuttgart 1995) 60.

17 U. Mai, Rasse und Raum. Agrarpolitik, Sozial- und Raumplanung im NS-Staat (Paderborn 2002). – Ders., „Neustrukturierung des deutschen Volkes". Wissenschaft und soziale Neuordnung im nationalsozialistischen Deutschland, 1933–1945. In: I. Heinemann / P. Wagner (Hrsg.), Wissenschaft – Planung – Vertreibung. Neuordnungskonzepte und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert (Stuttgart 2006) 74–75.

18 L. Stehl, Symbol des Friedens oder Bollwerk im Westen? Das Weintor in Schweigen. In: G. List (Hrsg.), „Deutsche, laßt des Weines Strom sich ins ganze Reich ergießen". Die Pfälzer und ihre Weinstraße – ein Beitrag zur alternativen Landeskunde (Heidelberg 1985) 148–181.

19 U. Mai, Ländlicher Wiederaufbau in der „Westmark" im Zweiten Weltkrieg (Kaiserslautern 1993) 13–19. Zu Bürckels Politik allgemein: H. Fenske, Josef Bürckel und die Verwaltung der Pfalz (1933–1940). In: D. Rebentisch / K. Teppe (Hrsg.), Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers. Studien zum politisch-administrativen System (Göttingen 1986) 153–172. – D. Muskalla, NS-Politik an der Saar unter Josef Bürckel. Gleichschaltung – Neuordnung – Verwaltung (Saarbrücken 1995). – D. Wolfanger, Josef Bürckel und Gustav Simon. Zwei Gauleiter der NSDAP und ihr Streit um die „Westmark". In: W. Haubrichs u. a. (Hrsg.), Zwischen Saar und Mosel. Festschr. Hans-Walter Herrmann zum 65. Geburtstag (Saarbrücken 1995) 397–409. – G. Paul, Josef Bürckel – Der rote Gauleiter. In: R. M. Smelser u. a. (Hrsg.), Die braune Elite 2: 21 weitere biographische Skizzen 2 (Darmstadt 1999) 51–65. – G. Nestler / H. Ziegler (Hrsg.), Die Pfalz unterm Hakenkreuz. Eine deutsche Provinz während der nationalsozialistischen Terrorherrschaft 2 (Landau 1997).

20 Zum Problem der Arbeiterbauern zeitgenössisch: F. Groß, Die landwirtschaftlichen Nebenerwerbsbetriebe im Saarland. Ihre Entwicklung und heutige Bedeutung im Betriebsaufbau der Land- und Volkswirtschaft. Ber. Landwirtschaft N. F., 24, 1939, 235–307. – K. Pauli, Das Arbeiterbauerntum im Saarland. Untersuchungen des Wandels in der Betriebs- und Lebensform (Würzburg 1939). – E. Willeke, Die soziale und wirtschaftliche Bedeutung des Halbbauerntums. Neues Bauerntum 33, 1941, 296–304. – A. v. Machui, Unterschiede zur Arbeiterbauernfrage. In: Neues Bauerntum 32, 1942, 243–245. Aktuell dazu: K. Fehn, Das saarländische Arbeiterbauerntum im 19. und 20. Jahrhundert. In: H. Kellenbenz (Hrsg.), Agrarisches Nebengewerbe und Formen der Reagrarisierung im Spätmittelalter und 19./20. Jahrhundert. Forsch. Sozial- und Wirtschaftsgesch. 21 (Stuttgart 1975) 195–211. – Ders., Württemberg und der so genannte Neue Deutsche Osten. Zum Wandel der Beurteilung des Arbeiterbauerntums im Deutschen Reich nach der Besetzung Polens 1939. In: Räumliche Strukturen im Wandel. Festschr. Wolf-Dieter Sick, T. A: Beitr. Landeskde. Mitteleuropas = Alemannisches Jahrb. 1989/1990 (Bühl 1990) 35–53. – Mai, Rasse und Raum (Anm. 17).

21 Zum Ablauf siehe H.-W. Herrmann, Die Freimachung der Roten Zone 1939/40. Ablauf und Quellenlage. Zeitschr. Gesch. Saargegend 32, 1984, 64–89. Zu den Folgen in den „Bergungsgauen" s. am Beispiel Göttingens: C. Tollmien, Nationalsozialismus in Göttingen (1933–1945). (Diss. Univ. Göttingen 1998) 193–194.

22 Dazu die zeitgenössische Propagandaliteratur: K. G. v. Stackelberg, Ich war dabei, ich sah, ich schrieb (Berlin 1940).

23 Zu den Planungen in Lothringen s. auch E. Minzenmay, Der regionale Aufbau Lothringens. In: Deutsche Verwaltung 19, 1942, 275–277. – D. Wolfanger, Die nationalsozialistische Politik in Lothringen (1940–1945). (Diss. Univ. Saarbrücken 1977). – H. Schaefer, Bürckels Bauernsiedlung. Nationalsozialistische Siedlungspolitik in Lothringen während der „verschleierten" Annexion 1940–1944 (Dudweiler 1997).

24 Zum Ablauf im Westen und der Einbindung in die Siedlungs- und Bevölkerungspolitik liegen umfangreiche und detaillierte Studien von Uwe Mai vor: Mai (Anm. 17; 19). – Ders., „Neustrukturierung des deutschen Volkes". Wissenschaft und soziale Neuordnung im nationalsozialistischen Deutschland, 1933
–1945. In: Heinemann / Wagner (Anm. 12) 73–92.

25 Zu Münzingers Rolle s. A. Münzinger, Lothringens Landwirtschaft, wie sie war und wie sie werden sollte. Gutachten im Auftrag des Chefs der Zivilverwaltung in Lothringen und Reichsstatthalters in der Westmark (Saarbrücken 1941). – Mai (Anm. 19) 95–101. Zu Schwarz s. W. Pehnt, Rudolf Schwarz. Architekt einer anderen Moderne (Ostfildern-Ruit 1997) 100–111.

26 Zu den Wiederaufbauplanungen an der Saar und in Lothringen: Mai (Anm. 19) 83–141.

27 F. Kann, Die Neuordnung eines Dorfes auf Grund des Wunschbildes. Dargestellt an einer Gemeinde in der Rheinprovinz. Raumforsch. u. Raumordnung 5, 1941, 361–365.

28 Mai (Anm. 17) 354.

29 Daten und Hinweise aus Mai (Anm. 17) 223–287. Als Beispiele zeitgenössischer Arbeiten L. Neundörfer, Die Bestandsaufnahme des deutschen Landvolkes. Die soziographische Darstellung im Dienste der Raumordnung. Raumforsch. u. Raumordnung 4, 1940, 305–310. – L. Neundörfer / K. Roßmann, Die Aufgaben der Ortsbeschreibung in der Planung. Ortsbeschreibungen von Wiederaufbaugemeinden der Westmark. Raumforsch. u. Raumordnung 7, 1942, 51–63.

30 K. Fehn, Die Auswirkung der Veränderung der Ostgrenze des Deutschen Reiches auf das Raumordnungskonzept des NS-Regimes, 1938–1942. Siedlungsforsch. 9, 1991, 259–266. – Ders., Die „artgemäße" deutsche Kulturlandschaft als „biologisch-seelische Umwelt" des „deutschen Menschen" in der Spätphase des Nationalsozialismus. Leitbilder – Planungen – Verwirklichungen. In: Raumwirksame Staatstätigkeit. Festschr. Klaus-Achim Boesler zum 65. Geburtstag = Colloq. Geographicum 23 (Bonn 1997) 43–52. – Ders., „Lebensgemeinschaft von Volk und Raum". Zur nationalsozialistischen Raum- und Landschaftsplanung in den eroberten Ostgebieten. In: J. Radkau / F. Uekötter (Hrsg.), Naturschutz und Nationalsozialismus (Frankfurt a. M. u. a. 2003) 207–224.

Achim Konejung

Der Westwall im Propagandafilm

„You Enter Germany"

Die Kämpfe entlang der deutschen Reichsgrenze und vor allem im Hürtgenwald im Herbst 1944 werden noch heute mit Mythen und Legenden verklärt, von der „längsten Schlacht auf deutschem Boden" ist die Rede, vom „Verdun in der Eifel"[1], von Höllenwald und Todesfabrik. So wie in der Gegenpropaganda zum Westwall im Begriff „Siegfried-Linie" die Anspielung auf das Nibelungenlied unüberhörbar war, wird noch heute mit dem Feststecken der Amerikaner entlang des Westwalls zwischen September 1944 und März 1945 der Mythos vom Deutschen Wald, der als Verbündeter der Eingeborenen die Angreifer vernichtet, wach gehalten – eine Art Hermannschlacht im Hürtgenwald. Aus der Notwendigkeit, diese Verklärung zu hinterfragen, entstand nach mehrjähriger Arbeit der von der Konejung Stiftung: Kultur unterstützte und mit dem Dokumentarfilmer Aribert Weis gedrehte Film „You Enter Germany"[2]. Neben meiner Tätigkeit als Drehbuchautor recherchierte ich den weltweit noch vorhandenen Filmarchivbestand zum Thema „Krieg an der Siegfried-Linie/Hürtgenwald". War ich nach Sichtung der oberflächlich zugänglichen Materialien anfangs noch überzeugt, dass bis auf wenige bekannte Filme, Wochenschauen und Newsreels höchstens einige wenige Minuten Originalfilm erhalten geblieben sind, war ich umso erstaunter, als bei der Recherche in den US National Archives Kilometer um Kilometer Originalmaterial ans Licht kam – erhalten, so wie es die Kameramänner des US Signal Corps 1944/45 gedreht hatten. Bis heute sind so etwa fünf Stunden Filmmaterial – und d. h. Material, dessen Drehorte exakt zu lokalisieren sind – sichergestellt worden. Im Unterschied zu den deutschen Wochenschauen und Propagandafilmen können wir bei dem amerikanischen Rohmaterial nachvollziehen, wie die Aufnahmen entstanden sind, was gestellt wurde und welche Einstellungen später zensiert wurden.[3] Denn – egal auf welcher Seite – Propaganda verfolgte und verfolgt natürlich immer nur ein Ziel: dem Zuschauer die einzig wahre Wahrheit zu suggerieren. Aber in einem unterschied sich die deutsche von der alliierten Propaganda dann doch: Ihre Lügen waren so dreist und menschenverachtend, dass sie nur mit dem schneidenden Herrenmenschenton des Übergermanen und einer vernebelnden Bildsprache an die Volksgenossen zu bringen waren.[4] Besonders deutlich wird das bei dem Film „Der Westwall", dessen Aussagen bis heute tradiert werden, vom angeblichen „Friedenswall" über den Gemeinschaftsgeist während der Bauphase bis hin zur angeblichen Stärke und Abschreckungswirkung. Der Film erfreut sich übrigens heute noch größter Beliebtheit. Öffentliche Aufführungen, die z. T. aus vorgeblich wissenschaftlichen Gründen veranstaltet werden, sind in der Regel ausverkauft.

Der Westwall (1939)

Nach den von der Bevölkerung noch mit Jubel aufgenommenen „Blumenkriegen" (Rheinland, 1936 und Österreich, 1938), der „Lösung der Sudetenfrage" und der Besetzung der „Rest-Tschechei" begann Hitler ab 1939 konsequent mit der Fortsetzung seiner aggressiven Politik, die auf einen baldigen Kriegsausbruch zielte, ganz so, wie er es schon 1923 in „Mein Kampf" angekündigt hatte. Es war der NS-Führung jedoch klar, dass im Falle eines Kriegsausbruchs, gerade in der älteren Bevölkerung, sofort wieder Ängste vor einem Zweifrontenkrieg ausbrechen würden. Dieser hatte schließlich in den Augen vieler Kriegsteilnehmer zum Untergang des „Zweiten Reiches" geführt. Außerdem waren die Verteidigungsanlagen entlang der Westgrenze keineswegs in einem Zustand, der sie einem energisch geführten Angriff von Frankreich aus hätte standhalten lassen. Es handelte sich hier immer noch um eine mehr oder weniger feldmäßig ausge-

baute Stellung mit Bunkeranlagen, die allenfalls mit einer schlagkräftigen Armee zu verteidigen war. Doch die brauchte man anderswo: im Osten, beim Angriff auf Polen. Diese Problematik musste propagandistisch gelöst werden. Goebbels gab am 3. Juli 1939 an den Leiter der deutschen Wochenschauzentrale, Dr. Fritz Hippler, die Weisung, binnen drei Wochen einen Propagandafilm über die Verteidigungsanlagen im Westen zu drehen.[5]

Der „dokumentarische Film" sollte also gleich drei Fliegen mit einer Klappe schlagen: dem Ausland die Stärke der Anlagen vor Augen führen, der Bevölkerung die Gemeinschaftsarbeit am Westwall als großes völkisches Erlebnis zur Sicherung des Reiches vermitteln und den älteren Weltkriegsteilnehmern die Angst vor einer weiteren Front im Westen nehmen. Westfront, das war für viele die Erinnerung an jahrelange Grabenkämpfe, an Gaskrieg, an Orte wie Langemark und Ypern. So beginnt „Der Westwall" auch konsequent mit einem Lauftext, der als erstes die Zahl des Schreckensjahres über eine rheinische Landschaft wirft: „1914". Damals sei das Deutsche Reich mit offenen Grenzen einer Welt von Feinden gegenüber gestanden. Dann erhebt sich ein mächtiger Reichsadler mit einem Hakenkreuz in den Klauen über dem Horizont, die Zahl „1938" erscheint. Kurz mag der völkische Zuschauer im Kinosessel aufatmen, schon aber droht ihm die Schrift, dass die alten Widersacher – wörtlich: die „Westlichen Demokratien" – es wieder böse mit Deutschland meinen: „Sie wollen über Deutschlands offene Grenzen den Krieg ins deutsche Land tragen."

Abb. 1 Der „dokumentarische Film" als Propaganda: Fritz Hipplers „Der Westwall".

Schließlich verkündet die Laufschrift in fetter Frakturschrift: „Der Westen des Reiches ist in höchster Gefahr!" (Abb. 1). Dann schwenkt die Kamera auf den Deutschen Rhein, und im Anschluss werden verschiedene rheinische Städte gezeigt.

Ich halte diesen Filmausschnitt für sehr bemerkenswert, weil er in wenigen Augenblicken die ganze Perfidie der NS-Propaganda aufzeigt: sie appelliert an die Urängste vor Krieg, Not und Zerstörung, sie erklärt den Schwächsten, die Tschechoslowakei, zum größten Aggressor, der ja eigentlich auch nur von den feigen westlichen Demokratien aufgestachelt worden sei, die dann, die Gunst der Stunde nutzend, über die offene Grenze einzumarschieren drohen. Alles in allem hat die Ouvertüre des Films in nur 45 Sekunden tatsächlich die Funktionsweise einer aggressiven Kriegspolitik aufgezeigt – nämlich der von Nazi-Deutschland.

Es ist an dieser Stelle nicht nötig, auf die darauf folgenden Szenen genauer einzugehen, denn nach diesem propagandistischen Eröffnungsknaller hat der alles in allem recht langweilige Film auf weite Strecken sein Pulver verschossen. Nach einer langatmigen Sequenz mit Aufnahmen deutscher Städte am Rhein folgen Szenen mit Dr. Fritz Todt und verschiedene Archivaufnahmen von Zementwerken und Stahlfabriken. Es wirkt, als solle hier mit Bildern, die wohl eher dem Industriefilmgenre entstammen, Masse und Macht dargestellt werden, und es drängt sich sehr schnell das Gefühl auf, dass Hippler relativ wenig spannendes Material hatte, um einen guten Film zu schneiden. Und das hatte tatsächlich einen Grund.

Als Hippler Anfang August den Westwall in einem Fieseler Storch überflog, konnte er von oben kaum etwas von den „gigantischen Großbaustellen im Westen des Reiches" erkennen. Das sollte sich zu seiner Enttäuschung auch am Boden nicht ändern. Obwohl die Bauarbeiten im Sommer 1939 noch im vollen Gange waren, fand er nur wenige Drehorte, an denen er die Größe der Anlage und der Bauanstrengungen filmisch darstellen konnte. Eine Zeitlang überlegte er sogar, so genannte Türken, d. h. Filmkulissen zu bauen; so hat er es zumindest in seinen Erinnerungen geschrieben.[6] Hippler bediente sich also filmischer Tricks, um das in Szene zu setzen, was nicht vorhanden war. Er täuschte z. B. mit seinem Filmwagen eine Panne vor und löste somit einen gigantischen Stau aus. Als dieser sich dann endlich auflöste, filmte er mit langen Brennweiten die endlose Kolonne vorbeifahrender Lastwagen. Arbeitsabläufe, die sich eigentlich nur dreimal in der Stunde wiederholten, inszenierte er in derart rasantem Ablauf, dass man sich noch

heute beim Betrachten die Frage stellt, wieso Männer eigentlich einen schweren Stahlträger, munter und niemals außer Atem kommend, pausenlos durch die Gegend tragen können. Schaut man sich die erwähnte Szene einmal als Standbild an, dann erkennt man im Hintergrund und links im Bild jede Menge weiterer Arbeiter – die jedoch keineswegs munter Stahlträger schleppen, sondern eher gelangweilt den Dreharbeiten zuschauen.

Dann allerdings nimmt der Film tatsächlich wieder Fahrt auf, nämlich als er das Personal des Westwallbaus vorstellt. Der Film verschweigt keineswegs die Dienstverpflichtung zum Bau, er stellt allerdings die selbstverständliche Begeisterung der Arbeitermassen heraus, die dem Gestellungsbefehl nachkommen. Nach einer Sequenz mit Bildern des geselligen Barackenlebens mit Varieté und Hausmannskost gerät er geradezu zum Musterfilm des sozialistischen Realismus. Endlose Kolonnen von Arbeitern marschieren mit dem „Westwall-Lied“ auf den Lippen durch die Landschaft, vorbei an Drahtverhauen, Betonhöckern und Panzersperren, den Spaten geschultert. In einer Überblendung werden Marschkolonnen des Reichsarbeitsdienstes gezeigt, teilweise in unterschiedliche Richtungen aneinander vorbeimarschierend, das Ganze eine unglaubliche Bewegung und Aktivität suggerierend, die dann auch in den Abschlussbildern der Sequenz in einer Orgie gemeinsamer Arbeitsabläufe und Handlangungen endet: halbnackte Reichsarbeitsdienstmänner, römischen Sklaven gleich, werden von ihren Vorgesetzten angetrieben, schwerste Maschinen und Gegenstände mit ihrer Hände Kraft den Berg hochzuziehen. Den Schlussakkord zu Musik und Handlung setzt dann eine gigantische Dampframme. In der nächsten Sequenz werden Betonierarbeiten gezeigt, Tarnung der Bunker, und schließlich eine Butterbrotpause, über der eine eigentümliche Spannung liegt, deren Ursache sich aber sehr schnell auflöst: „Der Führer kommt!“. Hippler verwendet hier Wochenschau-Aufnahmen, die Hitler in der Eifel beim Besuch des Westwalls zeigen, wahrscheinlich im Frühjahr 1939. Selbstverständlich ist hier Hitler ganz Herr der Lage, er wirft prüfende Blicke in Bunker und auf Karten, er dankt Fritz Todt, geht mit Keitel in einen Bunker hinein. Noch während seines Besuchs werden Granaten größten Kalibers in Geschützstellungen verbracht, und ehe er sich wieder nach Berlin begibt, meldet bereits General von Witzleben im Völkischen Beobachter: „Mein Führer! Der Westwall steht und komme, was da wolle!“ Und jetzt, da der Westwall steht, ist er auch nur wieder grüne Weide, in der friedlich Bunker weilen und Schäfer ihre Herden zwischen den Betonhöckern grasen lassen (Abb. 2). Das Motiv vom Friedenswall im Westen, der gegen die ewigen Feinde Schutz bieten muss, wird noch verstärkt durch die Filmmusik, die immer wieder das Motiv der „Wacht am Rhein“ anklingen lässt, und „hinter dem gigantischen Wall aus Stahl und Beton (...) bestellt der deutsche Bauer in Sicherheit sein Feld.“

Mit dieser Szenenabfolge konnte Hippler vielleicht den deutschen „Volksgenossen“ ein Gemeinschaftsgefühl vermitteln, er konnte die Allmacht und Allwissenheit des „Führers“ darstellen, er konnte die Friedensabsicht des Deutschen Reiches (im Westen!) suggerieren. Was diese Bilder aber nicht vermochten: Sie konnten den Feind nicht von der angeblichen Stärke der Anlagen überzeugen. Zwar versuchte Hippler durch Aufnahmen im Vorbeiflug die Masse der Bunker darzustellen – und der Sprecher erwähnt auch die vollkommen fantastische Zahl von „22.000 z. T. schwerster Panzerwerke“ –, das alles wollte aber im Bild bewiesen werden. Am gesamten Westwall fand sich für den Dokumentarfilmer jedoch keine geeignete Location. Nachdem die Idee, mit Filmkulissen zu arbeiten, aufgrund der Kürze der Produktionszeit nicht zu realisieren war, erinnerte sich der Regisseur an das Artillerieversuchsgelände Hillersleben bei Magdeburg, auf dem unterirdische Kasematten mit elektrischen Grubeneisenbahnen und großen Waffenlagern vorhanden waren. Er ließ also, so schrieb er später in seinen Memoiren, eine Marschkolonne durch „typisches Westwallgelände“ marschieren, reiste dann nach Hil-

Abb. 2 Trügerische Idylle: „Der Friedenswall im Westen“.

lersleben und drehte eine Einheit mit gleicher Ausrüstung, die in ein großes Bunkertor einmarschiert, auf dem in weißen Lettern „Werkgruppe Scharnhorst – Panzerwerk 1238“ stand, eine Aufschrift, die Hippler selbst dort hatte anbringen lassen (Abb. 3).

Generationen von Westwall-Interessierten haben diese Werkgruppe vermutlich jahrelang in der Eifel, im Hunsrück oder anderswo gesucht, es hat sie aber in Wirklichkeit nie gegeben. Auch die dann folgenden Innenaufnahmen, die weit verzweigte Tunnels, Personenbahnen, Aufzüge und gigantische Waffenansammlungen zeigen, wurden auf dem Übungsgelände aufgenommen. Es sei hier erwähnt, dass es im Oder-Warthe-Festungsbogen tatsächlich solche Anlagen mit Grubenbahnen gab, jedoch in viel kleinerem Maßstab. Auch der Name „Werkgruppe Scharnhorst“ war dort verwendet worden – am Westwall jedoch sind diese Aufnahmen mit Bedacht nicht gemacht worden, denn was nicht vorhanden war, konnte eben nicht gedreht werden.

Ich möchte noch auf den Schluss des Films eingehen: Nach Bildern der Luftverteidigungszone West wird der Film seltsam prophetisch, zeigt er doch bereits die Terrorwaffen des kommenden Angriffskrieges: die Messerschmidts und Stukas. Mochte die Me 109 noch als Abfangjäger bei der Luftverteidigung ihre Berechtigung haben, so waren die Sturzkampfbomber eine reine Angriffswaffe. Nur wenige Wochen nach Fertigstellung des Films wurden ihre „Jerichotrompeten“, an den Flügeln angebrachte Sirenen, zum bekanntesten Schreckensgeräusch des Zweiten Weltkriegs. Im Film „Der Westwall“ sind diese Flugzeuge natürlich nur Wächter des Reiches, die Filmmusik unterlegt das Vorbeifliegen mit dem Zitat des damals beliebten Schlagers „Flieger, grüß mir die Sonne“. Und ebenso, wie mit Mitteln der Montagetechnik anfliegende Stukas mit auf der Wacht stehenden Soldaten überblendet werden, so überblendet die Musik zum Schluss noch einmal auf das Motiv, das die NS-Propaganda bis zum Verlust des Rheinlands 1945 immer wieder verwenden wird: „Die Wacht am Rhein“. Und im Schlussakkord des Films taucht noch einmal genau das Bild-Motiv auf, das für Lug, Trug und Täuschung steht: „Werkgruppe Scharnhorst“.

Abb. 3 Von Fritz Hippler selbst auf einem Munitionsdepot bei Magdeburg angebrachte Aufschrift: das angebliche Panzerwerk am Westwall.

Wie war nun die tatsächliche Wirkung des Films? Nach nur drei Wochen Produktionszeit kam er Ende August 1939 in die Kinos, ein Premieremonat, der heute noch bei Filmproduzenten gefürchtet ist: Badewetter, Ferienzeit. Trotz der drohenden Kriegsgefahr war dies 1939 nicht anders. Da der Film im Vorprogramm statt Wochenschau und Kulturfilm lief, war die Produktion auf zugkräftige Hauptfilme angewiesen, diese waren aber auch erst für den Herbst vorgesehen. So hat die Masse der deutschen Zuschauer den Film wohl erst gegen Ende des Jahres gesehen, zu einem Zeitpunkt, als das Publikum bereits mit Siegesmeldungen aus Polen übersättigt war. Interessanterweise ergeben sich aus den „Meldungen aus dem Reich“ des Reichssicherheitshauptamtes einige Einblicke in die Rezeption vor allem durch die weiblichen Zuschauer, durch Frauen also, deren Männer jetzt in den Westwallbunkern ihren Dienst versahen. Die konnten die Aussagen in den Feldpostbriefen, nach denen es in den Bunkern kalt und unwirtlich war, überhaupt nicht mit den überzeugenden Bildern aus Hipplers Film in Einklang bringen – Hillersleben ließ grüßen.

Ob der Westwall-Film im „Dritten Reich“ tatsächlich ein großes Publikum gefunden hat, ist fraglich, denn mittlerweile war auch der Westen „Front“ geworden, eine Zeit, die als Sitzkrieg, Nervenkrieg, Drôle de Guerre oder Phoney War im kollektiven europäischen Gedächtnis haften geblieben ist, ein merkwürdiger Krieg mit Lautsprecherdurchsagen, Transparenten, Propaganda und Flugblättern, die von Luftballons zu den feindlichen Linien getragen werden sollten. Goebbels und Hippler allerdings wollten zu stark verharmlosende Bilder vermeiden und unbedingt die durch den „Polenfeldzug“ vorhandene Kriegsstimmung aufrecht erhalten – sie trimmten die Wochenschauen auf eine Berichterstattung, die Manöver, Stoßtruppkommandos und Kriegsvorbereitungen am Westwall zeigte. Bis zum Beginn des „Westfeldzuges“ sollten